ZB
ZEIT IM BILD

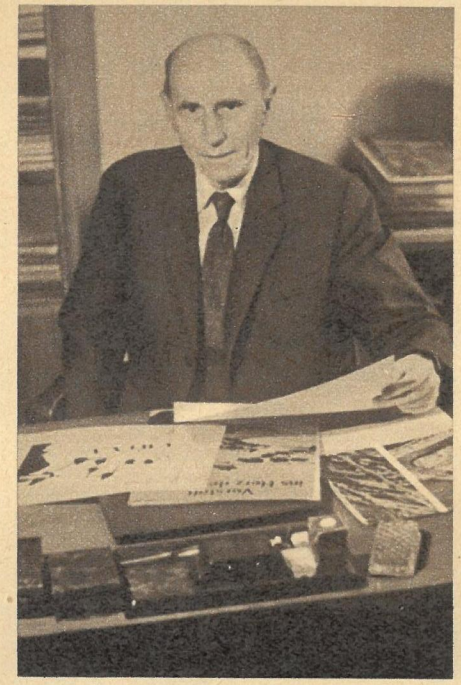
Sonnensdein im Herbst

und eine junge Schauspielerin erzählt von „Septemberliebe“

4. Novemberheft
1960

48

Foto Friedemann



Uber sechs Milliarden Hektar Tundren und Wüsten hat unsere Erde. Wissenschaftler und Techniker entwickelten kühne Projekte für ihre Urbarmachung. Unserem Zeitalter ist es vorbehalten, diese Pläne Wirklichkeit werden zu lassen. Die wissenschaftliche Voraussicht der Entwicklung berechtigt uns Marxisten, zu sagen:

Alle Wüsten

„Zeit im Bild" sprach mit dem Direktor des Instituts für Fluß- und Seebau der Technischen Hochschule Dresden, Herrn Professor Diplomingenieur Gerhard Wobus, und stellte ihm drei Fragen.

Sind die Pläne, Wüsten urbar zu machen, real?

PROFESSOR WOBUS: Die Pläne, Wüsten urbar zu machen, sind real. Mitunter ist das gar nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn wir wissen, daß die Wüsten früher einmal fruchtbares Land gewesen sind. Klimatische Veränderungen auf der Erde haben genügt, die Wüsten entstehen zu lassen. Es reichen – im Verhältnis zur Flächenausdehnung gesehen – geringe Wassermengen, um sie wieder in fruchtbares Land zu verwandeln. Die Pläne sind real, es ist nur die Frage, mit welchem Aufwand sie zu verwirklichen sind, denn auch die Ökonomie spricht ein entscheidendes Wort mit. Die ökonomische Notwendigkeit ist in den Ländern sehr unterschiedlich; in den dichtbesiedelten Ländern sehr stark, in den weniger besiedelten noch verhältnismäßig gering. Es wird aber früher oder später erforderlich sein, auch Projekte, die bis jetzt noch als Fernziel stehen, zu verwirklichen.

In welcher Zeit etwa könnten die wesentlichsten Projekte verwirklicht werden?

PROFESSOR WOBUS: Wir stehen in einem gewaltigen Entwicklungstempo der Technik im Bauwesen, so daß wir heute schon Massen zur Bewältigung unserer Aufgaben erbringen, die wir vor fünfundzwanzig Jahren noch als phantastisch ansahen. Das hängt mit der ungeheuren Entwicklung unserer Energiewirtschaft und des Maschinenbaus zusammen. Auf einer modernen Erdbaustelle sind jetzt für einen Menschen fünfzig bis hundert PS eingesetzt, während es vor dreißig Jahren nur fünf PS waren. Wer hätte vor zwanzig Jahren gedacht, daß wir heute in der Lage sind, solche Energien aufzubringen? Zur Zeit sind wir, wenn ich über die Energiewirtschaft spreche, in einer sehr günstigen Lage. Die Kohle steht uns noch reichlich zur Verfügung, und die Erdölförderung steigt von Jahr zu Jahr. Andererseits ist es klar, daß die fossilen Vorräte auch einmal weniger werden. Wir sehen bis jetzt noch kein Ende ab, aber daß das Ende einmal kommt, sagt uns die Vernunft. Bis es aber soweit ist, werden andere Energiequellen erschlossen sein – ich denke besonders an die Atomenergie –, so daß man durchaus optimistisch sein kann. Wie lange derartige Bauten dauern werden, läßt sich in Monaten und Jahren nicht sagen, da die Entwicklung unserer Technik und auch der Bautechnik, beeinflußt von der Energiewirtschaft, in einem solchen Maße wachsen wird, daß alle bisherigen Bautermine über den Haufen geworfen werden.

Wie beurteilen Sie die gesellschaftlichen Voraussetzungen für diese gewaltigen Vorhaben?

PROFESSOR WOBUS: Es gibt gar keinen Zweifel, daß der Sozialismus die besten Voraussetzungen bietet, derartige gewaltige Bauvorhaben zu realisieren. Der Beweis ist gegeben durch die Großbauten der Sowjetunion, die die größten der Welt sind. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen bedingen eine bessere Form der Kooperation und eine günstigere Lenkung der Finanzierung. Viele Bauvorhaben im Kapitalismus kommen nur mit größten Finanzschwierigkeiten zustande, und man kann wohl sagen, daß auch die Sperre bei Frejus in Frankreich ein Opfer dieser Schwierigkeiten war. Der Bruch dieser Sperrmauer war ein typisches Zeichen für kapitalistische Wirtschaftsweise. Es gibt auch noch einen anderen Gesichtspunkt, und zwar die höhere Arbeitsproduktivität im Sozialismus und das bewußte Handeln der Menschen. Diese Seite ist nicht zu gering zu bewerten. Viele Qualitätsmängel bei der Bauausführung im Kapitalismus sind darauf zurückzuführen, daß sich die Menschen gar nicht mit dem Werk verbunden fühlen. Sie arbeiten nur, um leben zu können. Unsere Menschen dagegen arbeiten mit Begeisterung und verantwortungsvollem Bewußtsein. Das bringt die besseren Leistungen und die höhere Arbeitsproduktivität.

werden blühen

Der Atem des Todes liegt über dem heißen Sand. Unzählbare Opfer forderte die Wüste. Wird der Mensch diese Einöde beherrschen lernen? Wird aus dem toten Sand einst Leben sprießen? Wird es jemals gelingen?

Tunis

KAIRO

A F R I K A

Nil

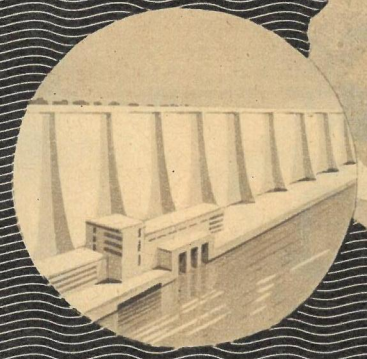
Niger

Tschad-
See

Schari

Ubangi

Kongo

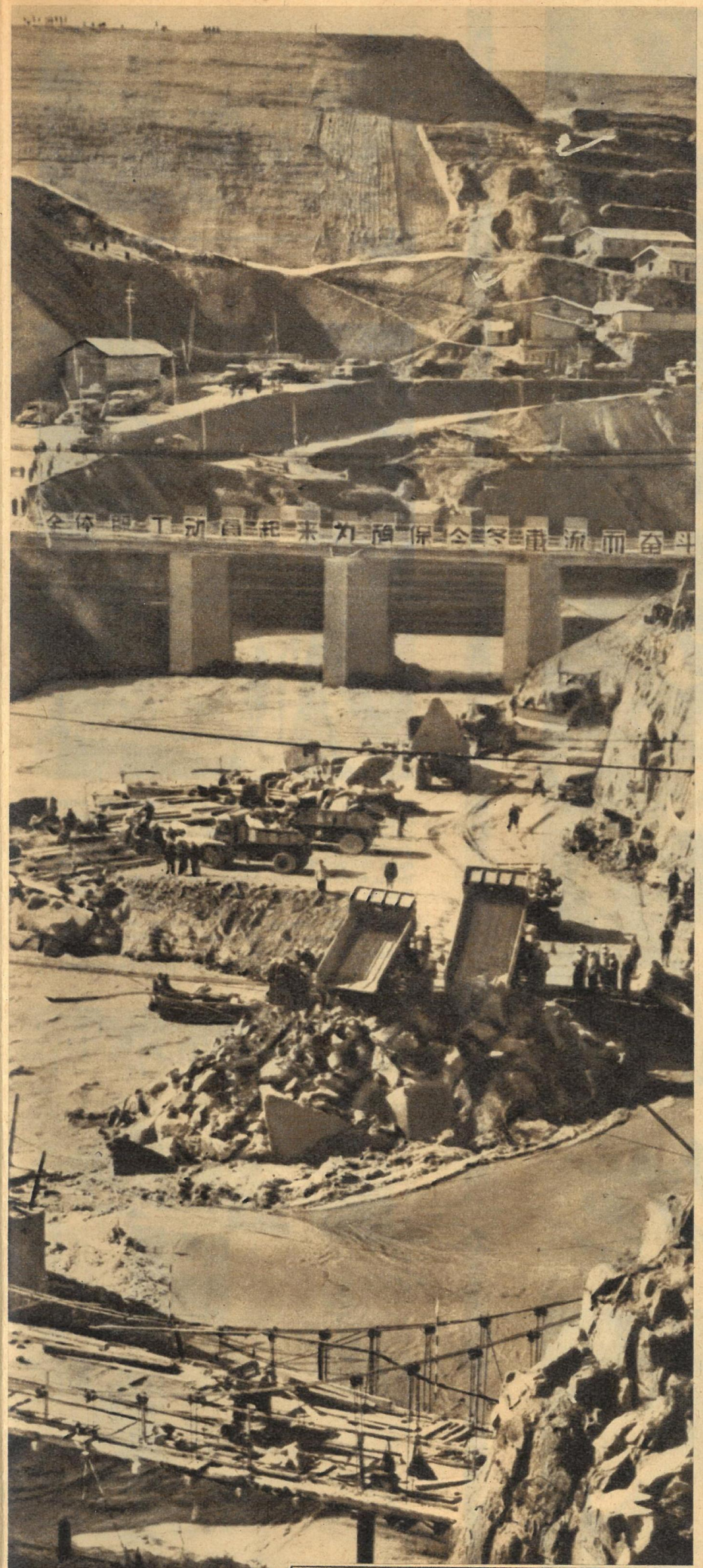


Durban

Kapstadt

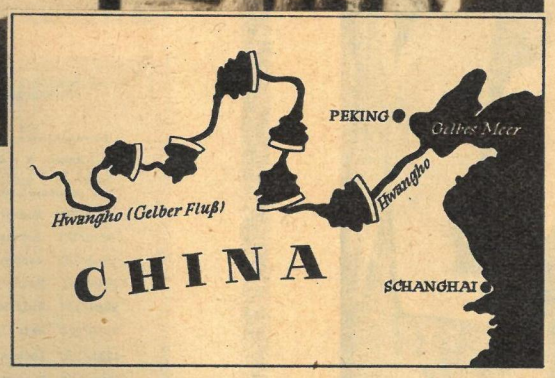
In Afrika: Noch ein Plan ist das kühne Vorhaben, das Ingenieur Sörgel 1935 entwarf. Durch Stauung des Kongos soll ein riesiges Binnenmeer entstehen. Leitet man sein Wasser nach Norden, so wird das Tal des Tschadsees schon nach wenigen Jahren ebenfalls zu einem riesigen Meer. Es gäbe dann einen „zweiten Nil", der durch die Sahara ins Mittelmeer flösse. Große Gebiete in Afrika könnten fruchtbares Land werden, wenn die Westmächte die Abrüstungsvorschläge der Sowjetunion annähmen, wenn nicht Milliarden für die Rüstung verschleudert, sondern zum Nutzen der Menschheit angelegt würden. Zehn Milliarden Dollar jährlich, ein Zehntel der Militärausgaben der Großmächte nur, das könnte ein Anfang für den blühenden Garten Afrika sein. Allein die Rüstungsausgaben des Bonner Staates für 1961, die mit 23 Milliarden DM angegeben werden, reichten aus, um eines der größten Energiesysteme der Welt im Raum von Inga (Kongo) zu finanzieren. Die Bewässerung der Wüste und die Ausnutzung der Wasserenergien könnten Afrika in relativ kurzer Zeit zu einer wesentlichen Steigerung der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion führen. Afrika wird blühen, die Abrüstung wird Wirklichkeit werden, weil keine spekulativen Prophezeiungen die Revolution der Vernunft aufhalten können.

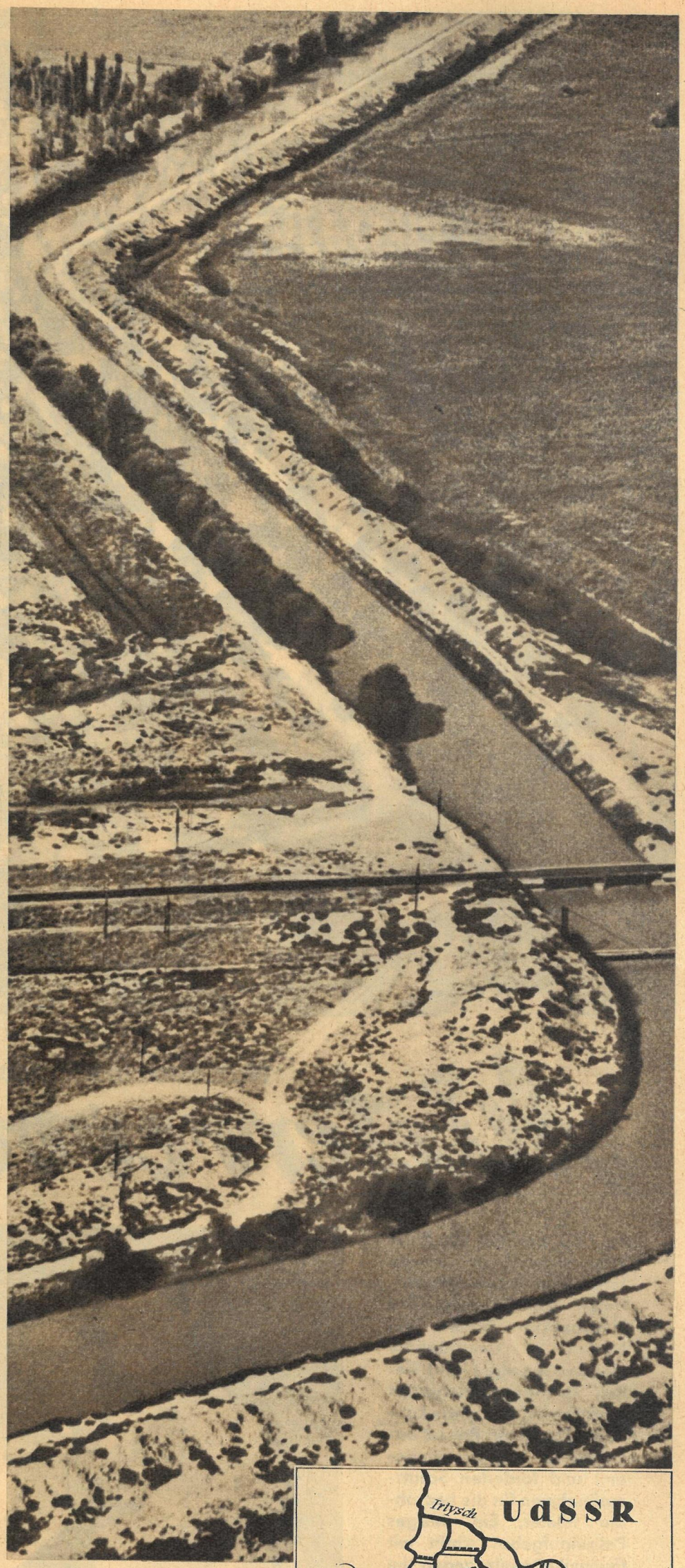
Fotos: „ZB"-Archiv; Zeichnungen: Rietschel, Schmidt; Text: Junggebauer



In China: Schon im Bau

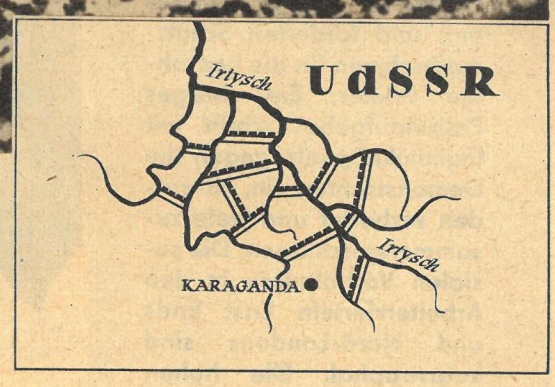
ist das gewaltige Projekt zur Regulierung des Gelben Flusses (Zeichnung), von dem die amerikanischen Ratgeber der Kuomintangregierung 1946 sagten, daß es Hunderte von Jahren in Anspruch nehmen würde. Der Plan, mit Hilfe sowjetischer Fachleute aufgestellt, rechnet nur mit Jahrzehnten, wobei die bedeutendsten Bauten bereits ihrer Vollendung entgegengehen. „Der Drache des Übels" wird gebändigt. Das Hochwasser kostete einst Millionen Menschen das Leben, jetzt bedeutet es kaum noch eine Gefahr. Die Dürreperiode 1876 bis 1879 forderte dreizehn Millionen Menschenleben. Die Maßnahmen der Volksregierung ermöglichen heute eine regelmäßige Bewässerung. Der „Fluß des Schadens" wird durch seine neuen Herren zum Fluß des Nutzens und des Wohlstands. Im April 1957 wurden die Bauarbeiten am Regulierungsprojekt der Sanmenschlucht begonnen. In diesem Jahr wird der erste Strom erzeugt. Das Fassungsvermögen des Stausees beträgt 60 Milliarden Kubikmeter, sein Wasser wird mehr als 40 Millionen Mu Ackerland bewässern. Die Eroberung der Sanmenschlucht ist der erste Schritt zur Eroberung des Gelben Flusses. Bis 1967 werden auf dem Gelben Fluß weitere 46 große Regulierungsbauten entstehen.





In der UdSSR: Bereits Ackerland

sind Tausende Hektar Wüste. Projekte, die westliche Fachleute lächelnd als Unmöglichkeit abtaten, sind schon Wirklichkeit. Der erste Abschnitt des Karakum-Kanals verläuft 409 Kilometer durch die Sandgebiete Turkmeniens. Er wurde in nur fünf Jahren fertiggestellt. Jetzt, ein Jahr später, wurde der 140 Kilometer lange zweite Teil, der die Wasser des Amu Darja bis zur Oase Tedshen leitet, fertig. 45000 Hektar sind neu für den Baumwollanbau erschlossen. Auf mehr als hundertfünfzigtausend Hektar blüht 1961 die Baumwolle. Und während sich die Riesenbagger noch in den Sand der Wüste fressen, bereiten Wissenschaftler und Techniker schon neue Großbauten vor. Das Projekt am Irtysch (Zeichnung) wird für einen geregelten Wasserhaushalt der Industrie sorgen und zur Erschließung der Barabasteppe beitragen. „Unsere Wüsten werden bald nur noch in historischen Filmen zu sehen sein", sagt man in der Sowjetunion. Und die Welt ist davon überzeugt, denn sie quittiert schon jahrelang Leistungen, die nur den Ideen des Kommunismus zur Ehre gereichen. Wir vertrauen unseren Wissenschaftlern, wir wissen um die Kraft der Völker, deshalb können wir die Frage: Wird der Mensch die Wüste beherrschen? zuversichtlich mit Ja beantworten. Ja, der arbeitende Mensch wird Sieger sein, alle Wüsten werden blühen!

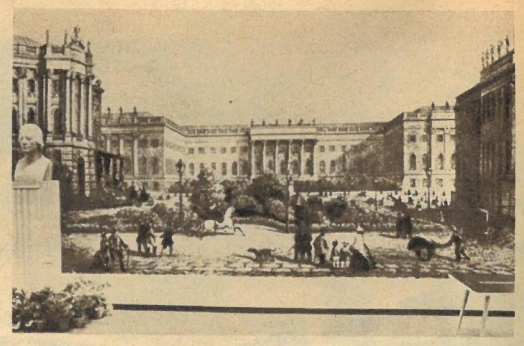


Nun auch in London:

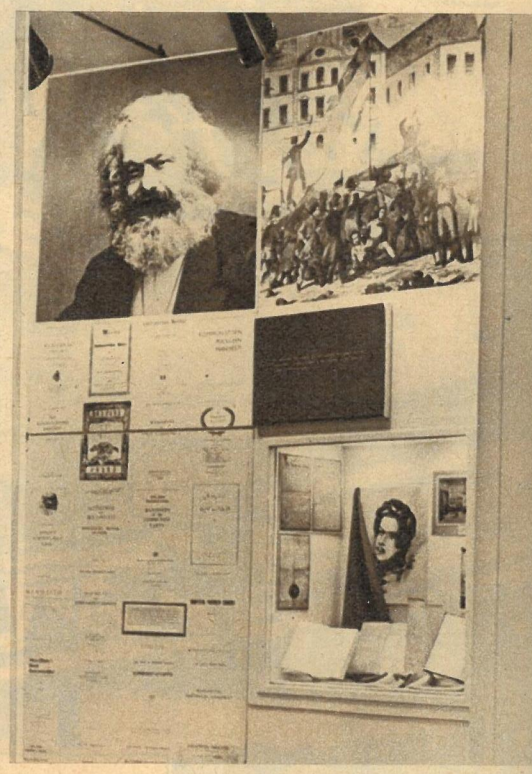
Mieterrevolte

Zu dem größten Londoner Mieterskandal der letzten Jahre kam es im Arbeiterviertel St. Pancras. Die Hausbesitzer hatten die Mieten in unerträgliche Höhen gesteigert und ließen Zwangsexmittierungen durchführen. Tausende Londoner zogen aus Protest dagegen vor das Gemeindeamt und forderten Schutzmaßnahmen für die bedrohten Mieter. Ein riesiges Polizeiaufgebot schritt mit Gummiknüppeln gegen die Demonstranten ein, 45 wurden verhaftet und viele zusammengeschlagen. Die sozialen Verhältnisse in den Arbeitervierteln East Ends und Nord-Londons sind katastrophal. Die hohen Mieten zwingen Tausende Familien, unter unmenschlichen Bedingungen zu hausen. Es ist keine Seltenheit, daß achtköpfige Familien zusammen in einem kleinen Raum wohnen müssen.

Fotos ZB-Auslandsdienst



Der Tilsiter Frieden von 1807 war in mehr als einer Hinsicht Anlaß zur Gründung der jetzigen Humboldt-Universität. Einmal zwang die Niederlage Preußens den damaligen „König von Gottes Gnaden" Friedrich Wilhelm, bürgerlichen Reformen zuzustimmen, die schon längst historisch nötig waren, und zum anderen hatte Preußen durch diesen Friedensvertrag seine bedeutendste Universität Halle eingebüßt. Die Gründer jedoch, die die Urkunde und die Insignien übernahmen, waren sich einig, daß dies mehr als ein Ersatz für die Hallenser Universität sein müsse. Ihr Ziel war ein einigendes geistiges Zentrum für ganz Deutschland.



FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

Berlin, den 12.Dezember 1933.

Die Universität Berlin hat weiter vom Studium ausgeschlossen:

1.) Wegen kommunistischer Betätigung auf Grund des Ministerial-Erlasses vom 29. Juni 1933 - U I 21890 - vom Universitätsstudium (Relegation) die Studierenden:

4225/122 Wagner, Manfred, med. geb. 24.1.14 zu Berlin

8626/121 Gottschalk, Margarete, med. geb. 17.9.10 zu Berlin

3615/122 Isenburg, Lotte, med. geb. 4.9.13 zu Berlin

3986/122 Metz, Heinrich, med. geb. 2.4.14 zu Berlin

2864/122 Wolfram, Anny, jur. geb. 26.3.12 zu Debreczin

7710/120 Wetzel, Ingeborg, phil. geb. 12.8.10 zu Bln.-Steglitz

4211/118 Lechner, Bruno, med. geb. 12.4.10 zu Berlin

4820/122 Preymann, Richard, phil. geb. 10.6.12 zu Leipzig

6896/120 Halpern, Paul, phil. geb. 30.10.07 zu Berlin

2162/121 Silbermann, Kurt, med. geb. 31.12.11 zu Berlin.

2.) Wegen staatsfeindlicher bezw. antinationaler Betätigung auf Grund des Ministerial-Erlasses vom 9. August 1933 - U I 22525 - vom Universitätsstudium (Relegation) die Studierenden:

4947/123 Oldenburg, Ulrich, phil. geb. 26.4.03 zu Berlin-Charlottenburg

5262/122 Glaser, Erich, med. geb. 20.8.12 zu Berlin-Charlottenburg

8363/121 Horchowski, Heinz, med. geb. 25.4.13 zu Berlin

117/121 Rosen, David, med. geb. 29.7.11. zu Berlin

Die 150jährige Geschichte der Humboldt-Universität ist gleichzeitig eine Geschichte politischer Auseinandersetzungen.
„Zeit im Bild" berichtet aus der Vergangenheit der

Wiege des Wissens

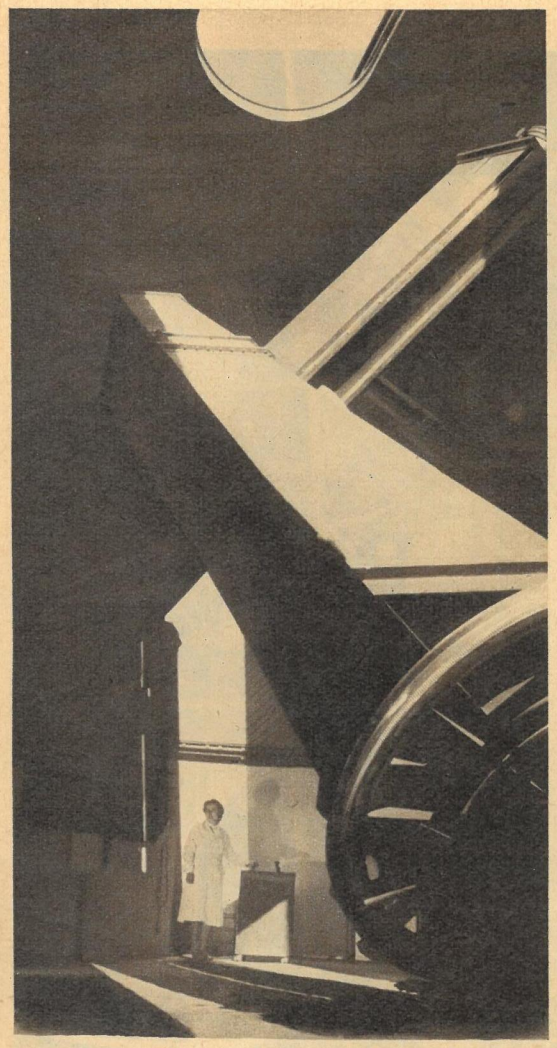
Nach Wilhelm von Humboldts Worten sollte die Universität „für das gesamte Vaterland das Werk einer freien und großen nationalen Gesinnung sein". In jeder Periode der 150jährigen Geschichte der Universität wahrten die fortschrittlichsten Professoren und Studenten unter den Universitätsangehörigen diese Aufgabe und standen in den Reihen der wahren Patrioten. Das beginnt mit dem ersten gewählten Rektor, J. G. Fichte, und seinen „Reden an die deutsche Nation" und reicht über Albert Einstein (im Bild links), der gegen den ersten Weltkrieg protestierte, bis in unsere Tage zu Professor Havemann, den Studenten Klaus Walter und anderen.

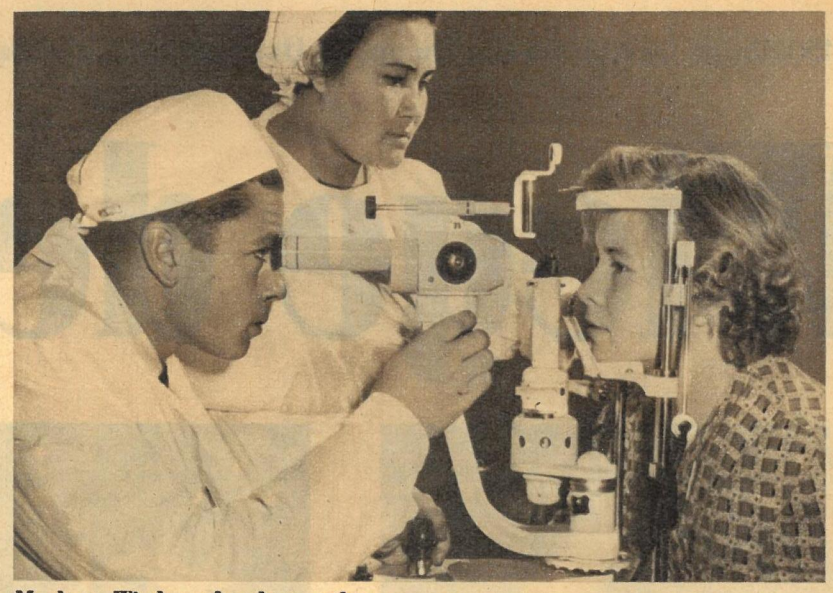
Bis zur Revolution von 1848 entwickelte sich die Humboldt-Universität zu einem Zentrum der philosophischen und gesellschaftswissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Hier lehrte der letzte bedeutende bürgerliche Philosoph, Hegel, und hier studierten und diskutierten die bedeutendsten Söhne Deutschlands, die Begründer der wissenschaftlichen Weltanschauung der Arbeiterklasse, Karl Marx und Friedrich Engels. Nicht nur in Worten bekannten sich die Universitätsangehörigen zum Fortschritt. Schon 1813 eilten die Studenten zu den Waffen, um Deutschland von den Unterdrückern zu befreien, und auch 1848 standen Professoren und Studenten mit auf den Berliner Barrikaden, unter ihnen der junge Arzt und Dozent Rudolf Virchow. In den Jahrzehnten nach der Niederlage der Revolution wuchs wohl der Ruhm der Universität als Hochburg der Naturwissenschaften, aber die Gesellschaftswissenschaften sanken, abgesehen von einzelnen Protesten, mehr und mehr zum Verteidiger der bestehenden Ordnung herab. Das reichte bis in die Nacht des Faschismus. Damals knüpften kommunistische und antifaschistische Professoren und Studenten an die großen freiheitlichen Traditionen an. Es war ein schier aussichtsloser Kampf, den die Hochschulwiderstandsbewegung führte, voll Opfer und Leiden. Bis 1937 wurden 234 Angehörige des Lehrkörpers vertrieben oder verschleppt. Die Zahl der Studenten sank von 13 526 auf 6328 (links eine der vielen Relegationslisten wegen kommunistischer Umtriebe).

Fotos Klingner / Text Rödel

Mai 1945: Durch die Ruinen der zu über fünfzig Prozent zerstörten Universität trieb der Wind die angekohlten Blätter der wissenschaftlichen Bibliotheken. Ein Neuanfang schien sinnlos. Und doch saßen nach nicht ganz einem Jahr die ersten Studenten in notdürftig hergerichteten Hörsälen. Eine neue, eine größere Aufgabe als je zuvor hatte die Universität: Mitwirkende bei der Brechung des Bildungsmonopols und Künderin neuer humanistischer und demokratischer Gedanken zu sein. Natürlich ging das nicht ohne Kampf ab. Vielfältig waren die Versuche der Reaktion zur Sabotage dieser neuen Ziele. Sie reichten von Vorschlägen zur Selbstauflösung bis zur Gründung der sogenannten „Freien Universität". Nichts von alledem hat verhindern können, daß die Humboldt-Universität sich zu einer Lehr- und Forschungsstätte entwickelte, deren Ruf in alle Welt reicht. Die vielen Gäste aus allen Erdteilen, die in diesen Tagen kamen, um mit den 18 000 Universitätsangehörigen dieses Jubiläum zu feiern, sind Zeugen dafür. In den Festveranstaltungen, den Symposien und der Ausstellung (Bild) hörte man die Sprachen von Völkern aller Kontinente.

ZEIT IM BILD





Moskau: Wieder sehend geworden. Die Trübung der Augenlinse ist eine sehr gefürchtete Augenkrankheit. Dem Kandidaten der medizinischen Wissenschaft Fjodorow (links) gelang nach langwierigen Versuchen an Kaninchen, wobei die getrübte Augenlinse durch eine künstliche aus Plastmasse ersetzt wurde, nun auch die erste erfolgreiche Operation bei einer Patientin, der Schülerin Lena Petrowa. Die Plastmasse wurde nach den Angaben des Arztes hergestellt.

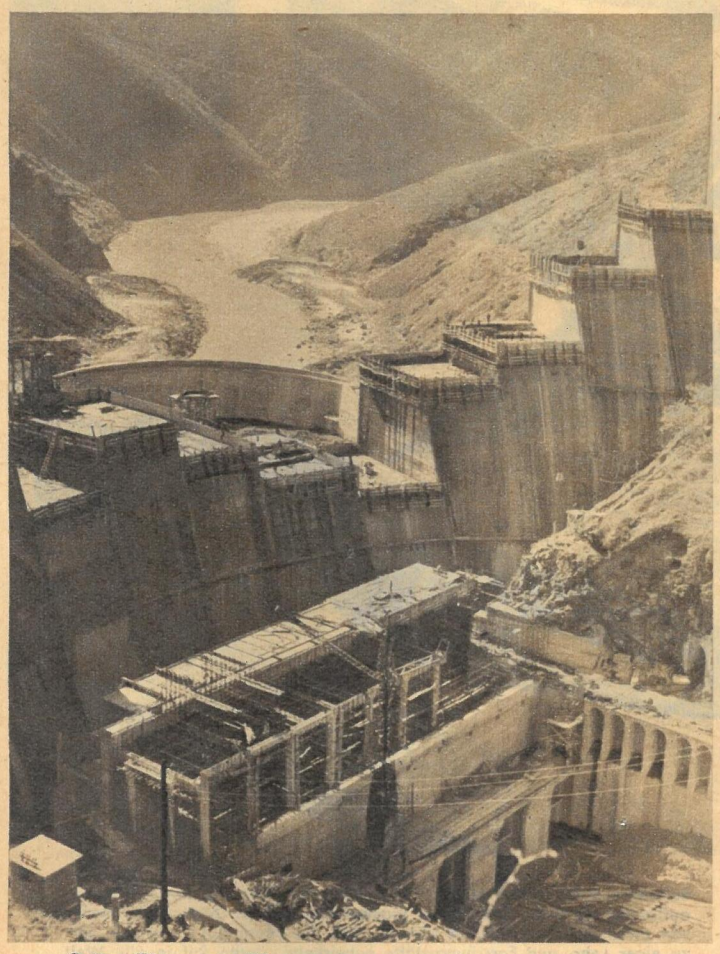
◁ **Magdeburg: „Magdeburger Reiter" restauriert.** In alter Schönheit erstand das Kunstwerk, das neben dem Bamberger Reiter als bedeutendstes Reiterstandbild aus dem dreizehnten Jahrhundert anzusehen ist. Es hat die Zerstörung der Elbestadt zwar überstanden, zeigte aber starke Verwitterungsspuren und Beschädigungen, so daß eine erneute Aufstellung nicht mehr möglich erschien. Die erfolgreichen Restauratoren sind die Bildhauer Maenicke und Apel aus Halle.

Fotos: Zentralbild (3), Agerpres, Hochbaubild, BTA, Krieg, Steffen, „ZB"

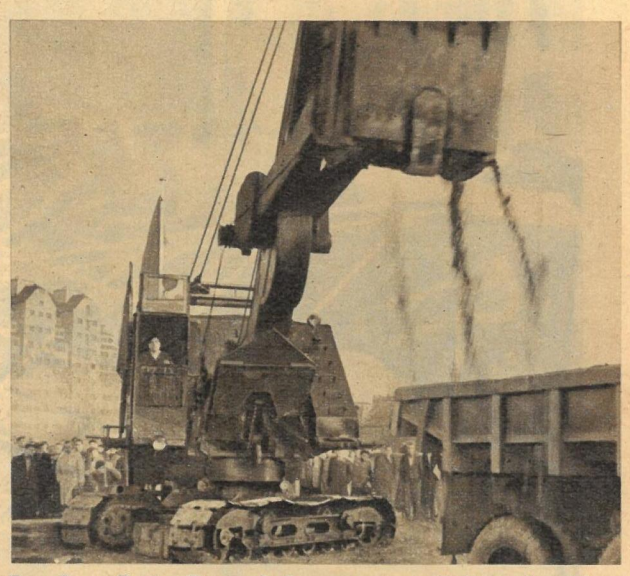
Drewitz: Gesdnappt! Die Kontrollorgane der DDR haben auf dem Territorium unserer Republik Kriegsmaterial beschlagnahmt, das im Westberliner Zweigwerk der Standard Elektrik Lorenz AG hergestellt wurde. Bekanntlich ist es verboten, auf den Straßen der DDR Kriegsmaterial, dessen Produktion nach dem Potsdamer Abkommen in Deutschland unstatthaft ist, für Bonn zu befördern.

Limburg: Ertappt! Zur Klärung von Vermißtenschicksalen sollte das zweite Treffen der ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, die in Stalingrad kämpften, dienen. Man machte gemeinsame Sache mit dem westdeutschen Suchdienst und fand somit eine willkommene Gelegenheit, den „treuen Kameraden" fröhliche Urständ feiern zu lassen. Ostfronterfahrene braucht die Bundeswehr zum Drill neuen Kanonenfutters.

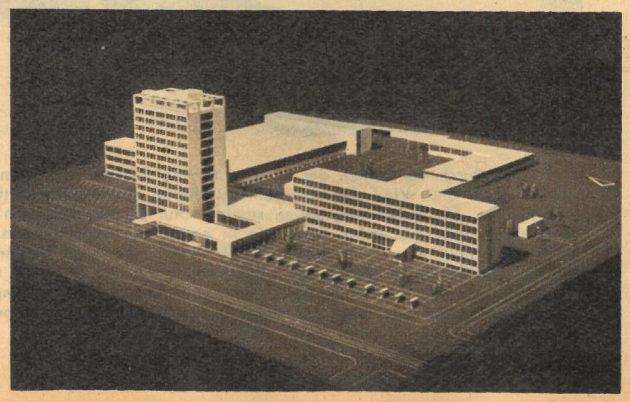
Bukarest: Beobachtungen der Sonnenfinsternis
Das Äquatorial-Fernglas der Bukarester Sternwarte steht als das größte Instrument im Mittelpunkt reger Vorbereitungen der rumänischen Astronomen. Im Arbeitsplan der Sternwarte stehen die Beobachtungen der totalen Sonnenfinsternis im Februar nächsten Jahres.

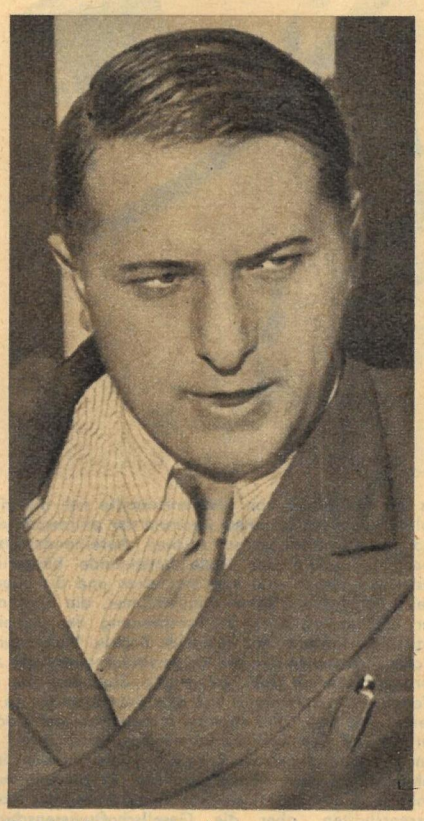


Sofia: Ein neuer Binnensee beginnt sich hinter dem Staudamm bei Kardjaly aus den Wässern des Arda-Flusses zu bilden. Dieses Dammprojekt gehört zu den größten Energiebaumaßnahmen, die die bulgarische Volksregierung gegenwärtig zur Industrialisierung des Landes verwirklicht.

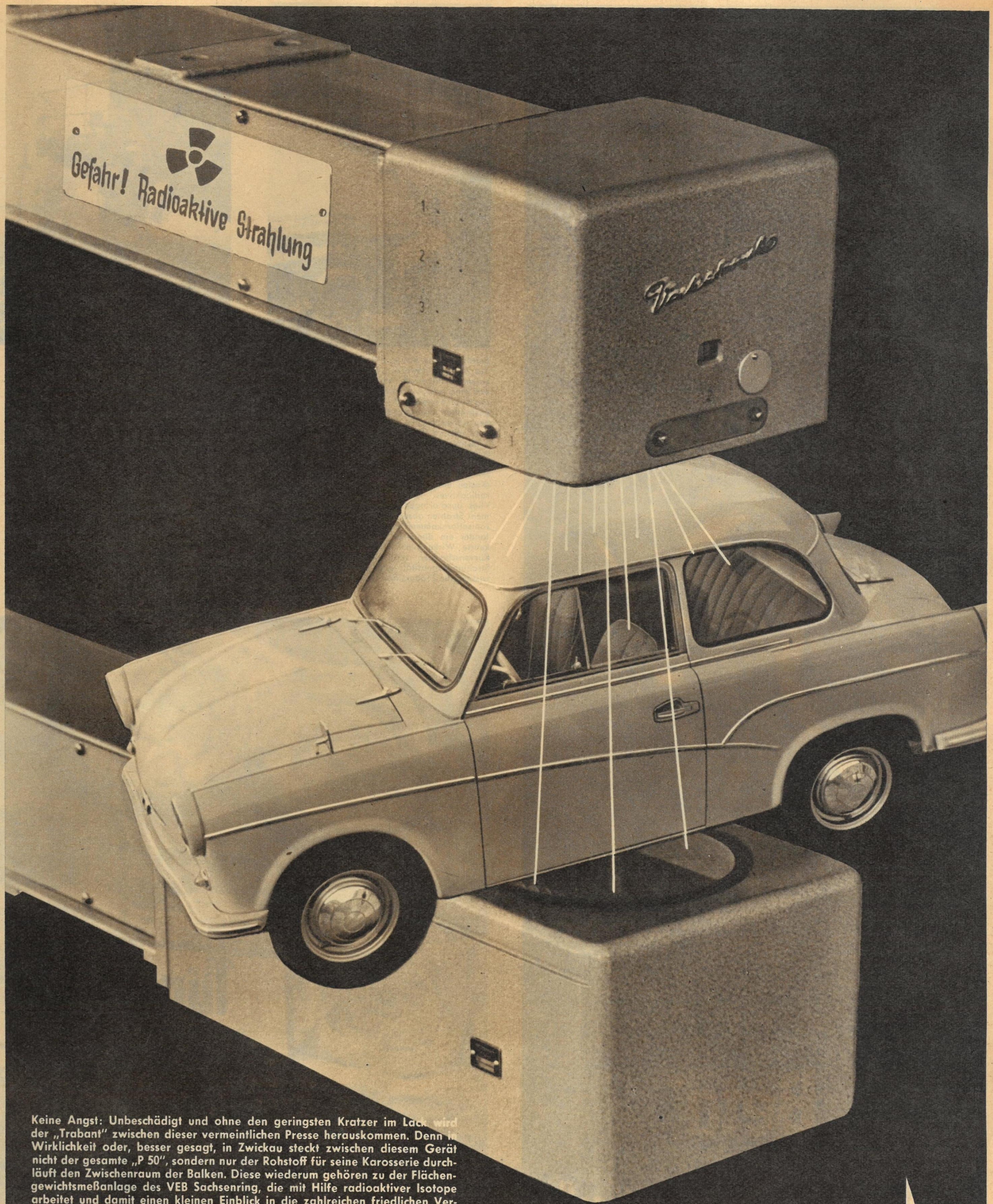


Dresden: Erster Baggerhub zum neuen Zeitungskombinat
Die „Sächsische Zeitung" und „Zeit im Bild" werden in den nächsten Jahren eine neue Heimstatt finden. Der erste „Spatenstich" erfolgte bereits zum ersten Bauabschnitt, der den Bau der Rotationshalle mit modernsten technischen Einrichtungen vorsieht. Im zweiten Bauabschnitt folgt das zwölfstöckige „SZ"-Hochhaus (unten links) und im dritten, bis zum Jahre 1965, das Verlagsgebäude für „Zeit im Bild" (unten rechts).





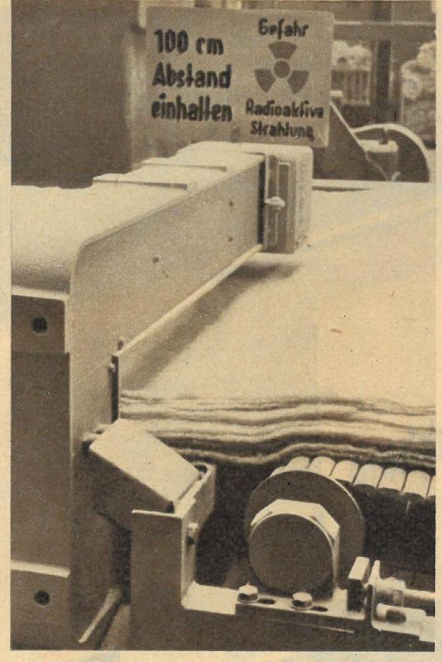
Bonn: Ausgetreten! Der CDU-Bundestagsabgeordnete Peter Nellen, der 1956 als einziger Abgeordneter der Adenauer-Partei im Bundestag das Wehrpflichtgesetz ablehnte und 1958 auch gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr stimmte, erklärte seinen Austritt aus der CDU/CSU-Fraktion und aus der Partei. Mit diesem Schritt zog Nellen die Schlußfolgerung aus seiner bisherigen politischen Tätigkeit, in der er besonders für eine von Atomwaffen freie Zone und für friedliche Verhandlungen eintrat.



Keine Angst: Unbeschädigt und ohne den geringsten Kratzer im Lack wird der „Trabant" zwischen dieser vermeintlichen Presse herauskommen. Denn in Wirklichkeit oder, besser gesagt, in Zwickau steckt zwischen diesem Gerät nicht der gesamte „P 50", sondern nur der Rohstoff für seine Karosserie durchläuft den Zwischenraum der Balken. Diese wiederum gehören zu der Flächengewichtsmeßanlage des VEB Sachsenring, die mit Hilfe radioaktiver Isotope arbeitet und damit einen kleinen Einblick in die zahlreichen friedlichen Verwendungsmöglichkeiten der Kernenergie erlaubt. Wird sie überall dort eingesetzt, wo es in unserer Industrie etwas zu messen, zu regeln oder zu prüfen gibt, verwandeln sich die Beta- und Gammastrahlen der radioaktiven Isotope in

Unsichtbare Wächter

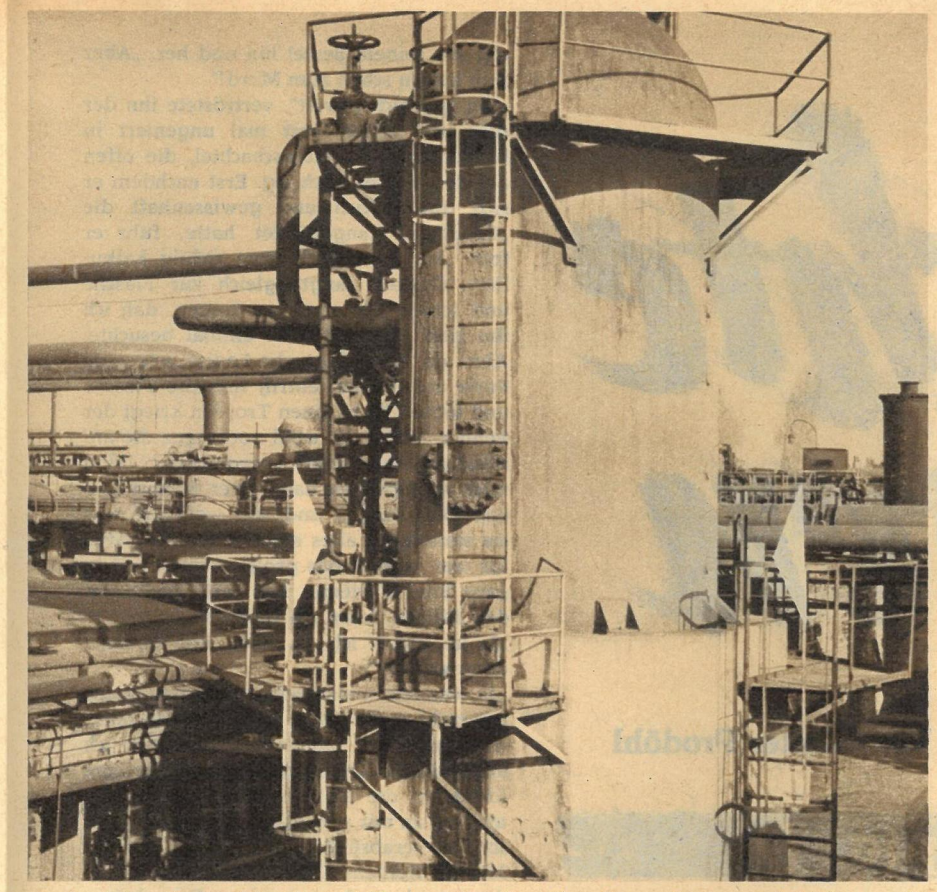
„Beta“ und „Gamma“ beißen nicht



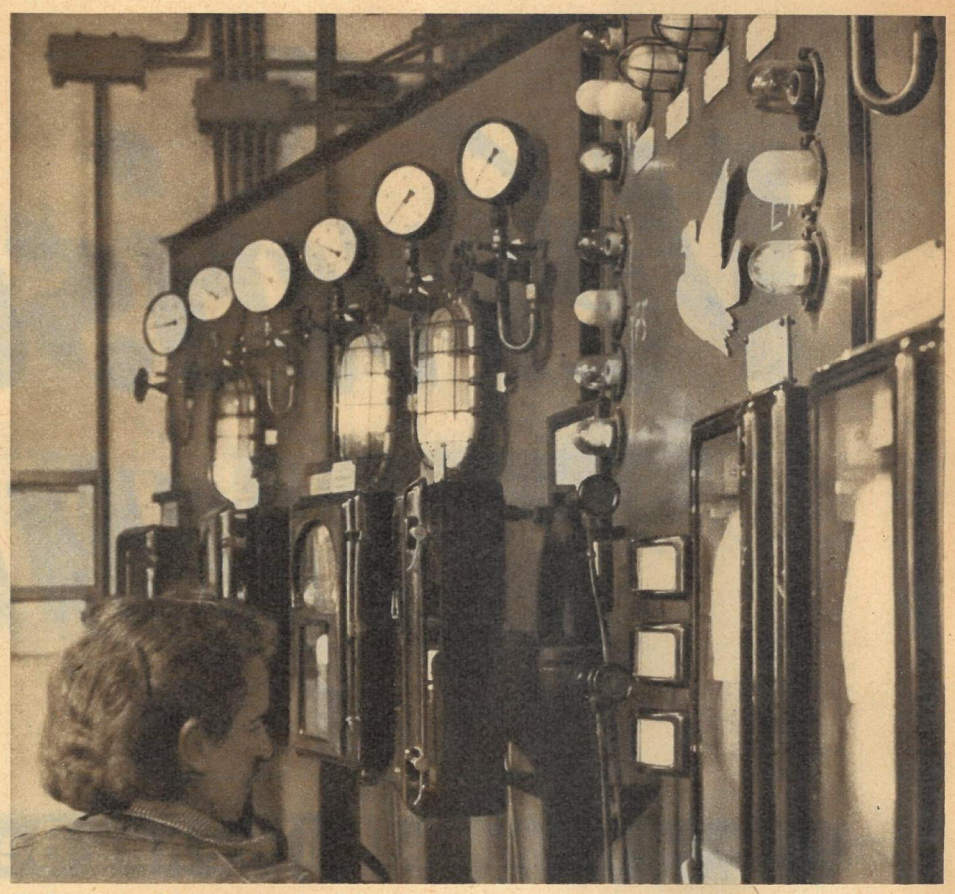
Betritt man die Halle, in der sich die Vliesstraße 2 des Sachsenringwerkes befindet, glaubt man, in einem Textilbetrieb zu sein. Krempelmaschinen und eine riesige Kalanderanlage stellen ein Vlies aus Baumwolle und Kunstharz her, das später zugeschnitten und gepreßt wird und so die einzelnen Karosserieteile liefert. Dieses Vlies muß stets eine gewisse Stärke haben. Früher wurden die einzelnen Ballen umständlich gewogen, um Maßveränderungen festzustellen. Heute arbeitet dafür diese Flächengewichtsmeßanlage, hergestellt im VEB Vakutronik Dresden. In dem Meßkopf (Kasten unter dem Warnschild) befindet sich ein radioaktives Isotop, dessen Betastrahlen das Vlies durchdringen. Wird dieses dicker, werden mehr Strahlen absorbiert, und der Empfang in der Ionisationskammer wird schwächer. Stellt der Kalander ein dünneres Vlies her, tritt die umgekehrte Wirkung ein. Übersichtliche Skalen und Kurvenschreiber registrieren die schwankende Strahlungsintensität, und eine einfache und gewissenhafte Produktionskontrolle ist gewährleistet.

Starke Elektromotoren brummen, und klatschend und schmatzend rollen die Abraumbänder durch den Tagebau des BKW Mücheln im Geiseltal. Unter unseren Füßen vibriert die Kommandobrücke eines Bandsektors, der die lehmgelben Erdmassen befördert, die zwei Abraumbagger auf die Transportbänder werfen. Diese werden mit drei Metern in der Sekunde gefahren. Doch bekanntlich können die Bandstraßen den Tagebau nicht in Luftlinie durcheilen. Kursänderungen sind nötig. Ein Abschnitt endet, und ein neuer beginnt zu arbeiten. Auf unserem Bild kommt der Abraum von links und wird durch eine „Schurre“, die wie ein Trichter aussieht, auf das tiefer liegende Band geschüttet. Hin und wieder verstopft sich die Schurre. Bei der hohen Geschwindigkeit ist sie in kurzer Zeit voll. Zwei bis drei Stunden Produktionsausfall waren die unliebsame Folge, bis ein Isotopengerät eingesetzt wurde. Dieses sendet Gammastrahlen durch die Schurre. Verstopft sie sich, wird die Strahlenschranke unterbrochen, das Band hält, die wenig gefüllte Schurre wird geleert.

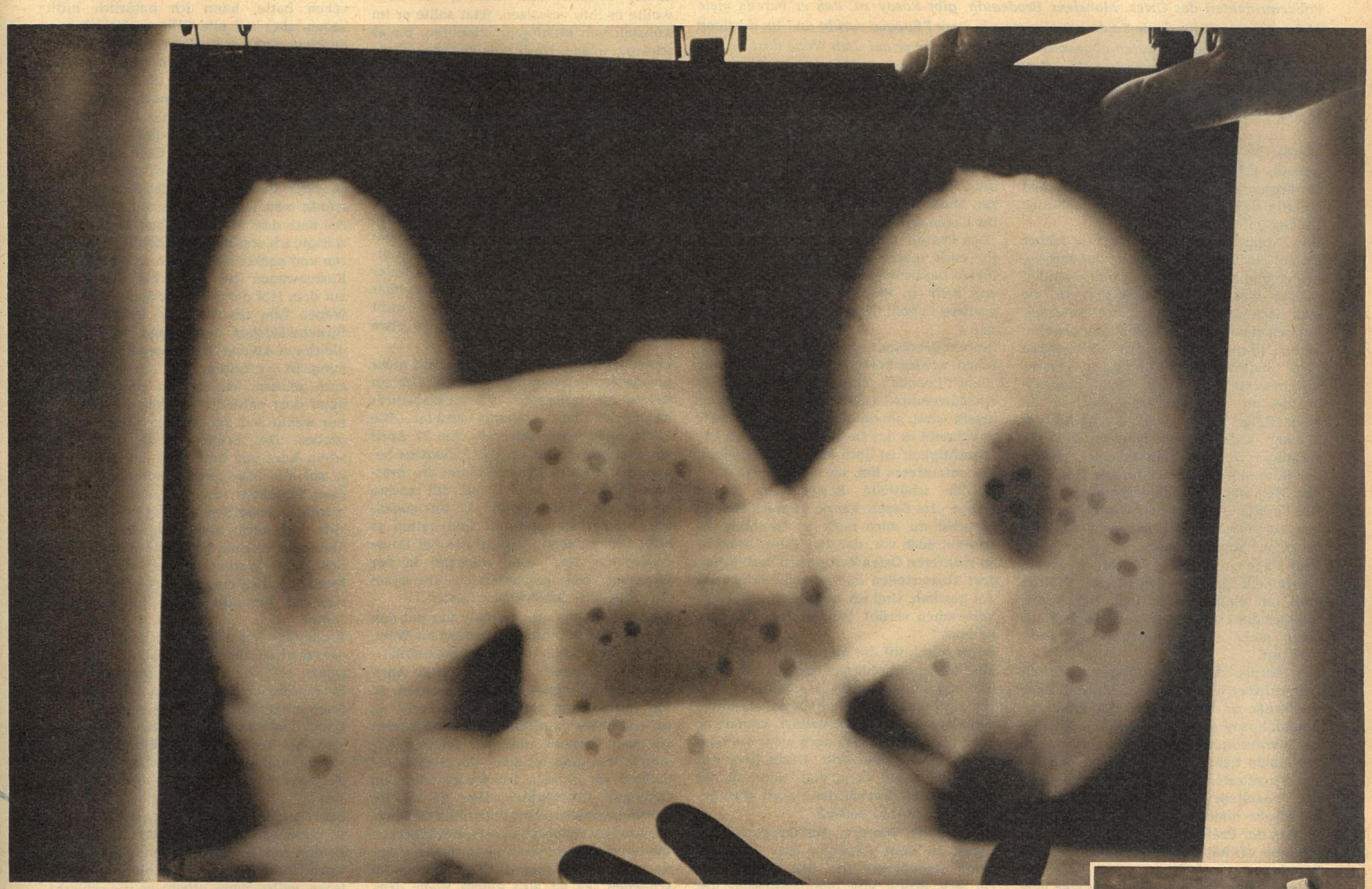
Strontium 90 ist berüchtigt, weil es bei Kernwaffenexplosionen frei wird und die Atmosphäre gefährlich verseucht. Aus Strontium 90 besteht aber auch das beschriebene radioaktive Isotop im Sachsenringwerk, und es ist für friedliche Zwecke verwandt auch sehr friedlich. Die Strahlung des Leuchtzifferblattes einer Armbanduhr (linkes Bild) ist genauso schwach wie die eines hier beschriebenen radioaktiven Isotopes, wenn man sich in zwei bis drei Meter Abstand befindet. Wer aber ist je durch seine Uhr krank geworden? Doch was sind eigentlich Isotope, die für die gleichmäßige Stärke dieser „Trabanttüren“ sorgen? Wer sich an den letzten Rest Schulphysik erinnert, weiß, daß die kleinsten Bausteine der Elemente (Wasserstoff, Sauerstoff usw.) Atome heißen. Obwohl alle Atome eines Elementes denselben Aufbau der Atomhülle haben, gibt es Atome eines Elementes, die unterschiedliche Masse besitzen. Dies ist einfach zu erklären: Die Atomkerne eines Elementes bestehen stets aus derselben Anzahl Protonen, die das Element charakterisieren. Außer den Protonen enthalten die Atomkerne noch in einem bestimmten Verhältnis Neutronen. Die unterschiedliche Masse der Atomkerne besteht nun darin, daß sie zwar dieselbe Protonenzahl haben, aber mehr oder weniger Neutronen. Diese Atome bezeichnet man als Isotope, und bestimmte Isotope sind radioaktiv.



In chemischen Großbetrieben herrscht für den Laien ein unübersehbares Gewirr von Rohrleitungen, Behältern, Kesseln und Schalttafeln, in denen sich Prozesse abspielen, die man von außen nicht verfolgen kann. Darin macht auch das Mineralölwerk in Lützkendorf bei Halle keine Ausnahme. Trotzdem, so erklärte man uns dort, muß auch der Fachmann ab und zu einen Blick in die Kessel werfen. Doch das ist nicht immer einfach. In „leichtgelagerten Fällen" kann man Schaugläser anbringen. Doch diese versagen bereits, wenn es sich um klebrige Mixturen handelt, die das Fenster verkleistern. Der Chemiker kann aber auch eine mechanische Schwimmermessung durchführen. Muß er dabei an einem Druckbehälter arbeiten, wird die Sache kritisch. In Lützkendorf war es ein Druckbehälter. Dieser Kessel in der Endparaffinierung muß stets den gleichen Füllstand haben. Der Behälter wurde angebohrt, um das Schwimmergestänge durchzuschieben. Der Kessel „blies" durch die Öffnung und unterstrich auf seine Art die ungünstige Arbeitsweise. Doch das war einmal. Seit eineinhalb Jahren ist hier eine radikale Änderung eingetreten.



Ein Blick in den Schaltraum beweist, daß auch in Lützkendorf die radioaktiven Isotope in den Meßgeräten des VEB Vakutronik ihren Einzug hielten. Ähnlich wie in der Braunkohle wird hier mit einer Strahlenschranke gearbeitet. An zwei Seiten des Behälters (linkes Bild, Pfeile) befinden sich Strahlenquelle und Empfänger. Die Strahlen durchdringen die Kesselwand, werden durch die im Kessel befindliche Luft nur unwesentlich geschwächt und fallen stark in den Empfänger ein. Steigt nun der Flüssigkeitsspiegel, so werden die Strahlen geschwächt, da sie nicht mehr die Luft, sondern das Öl oder ein anderes chemisches Produkt zu durchschlagen haben. Der Empfänger reagiert darauf, farbige Lampen leuchten auf dem Prüfstand auf, und die unsichtbaren Wächter geben die genauen Steigwerte bekannt. Ein anderes Prinzip besteht darin, erzählten uns die Lützkendorfer, die Strahlenquelle in einem Schwimmer auf der Flüssigkeit unterzubringen. Werden die radioaktiven Isotope gewissen Stoffen beigemischt, läßt sich ihr Weg bei chemischen Reaktionen leicht überwachen.



Hat ein Werkstück die verschiedenen Herstellungsphasen durchlaufen, wird es in der Gütekontrolle auf „Herz und Nieren" geprüft. Problematisch wird es dabei, wenn es Gußstücke und Schweißnähte sind, deren innere Struktur man feststellen will. Gewöhnlich half man sich mit einem Röntgengerät. Dieses jedoch hat den Nachteil, daß es in der Regel zu groß und unhandlich ist. Es gelang aber auch, transportable Röntgengeräte zu entwickeln. Alle sind jedoch mit einem entscheidenden Mangel behaftet: Sie sind zu schwach. Während so ein Aggregat 60 Millimeter Wandstärke durchdringt, schafft „Kollege Isotop" 180 Millimeter. Der Vorteil liegt klar auf der Hand. „Zeit im Bild" veröffentlicht hier ein Foto, das Kobalt 60 aufnahm. Es zeigt einen Ventilteil, der im VEB Meßgerätewerk Karl Marx, Magdeburg, gegossen wurde und in diesem Falle fehlerhaft ist. Die dunklen Stellen zeigen die eingeschlossenen Gasblasen. Ein späterer Schnitt durch das Ventil bestätigt die Aufnahme. Die Werkstoffprüfungen werden in einer unterirdischen Kammer vorgenommen, die durch dicke Betonwände von der Außenwand getrennt ist. Das Ventil wird mit dem eingelegten Film hinabgelassen und der Raum verschlossen. Dort schiebt sich dann ein Stempel mit dem Meßkopf aus der Erde, der 40 Zentner wiegt und in dem sich der „Fotograf" — das radioaktive Isotop — befindet. Das Werkstück wird durchstrahlt, der Film belichtet. Jetzt gleitet der Meßkopf in den Fußboden zurück, die Kammer läßt sich öffnen. Mit einem Geigerzählerrohr wird die Radioaktivität gemessen. Ist sie ungefährlich, darf der Raum betreten werden. Dieses Zählrohr ist außerordentlich feinfühlig. Sein „tuck-tuck-tuck" wurde bereits stärker, als mein Reporterkollege die Armbanduhr dem Gerät näherte. Überall, wo wir hinkamen, war Sicherheit das oberste Gebot, und wir sahen erneut: Vernünftig angewandt, kann die Atomenergie von unvorstellbarem Nutzen sein. Wir können mit ihr zu den Sternen fliegen oder künstliche Sonnen bauen. Der Mensch hat die Atomenergie nicht entdeckt, um sich durch sie zu vernichten.

Reportage: Wolfgang Winkler (Text) / Eberhard Buschmann (Bild)

Verräterische Spuren

Von Günter Prodöhl

Kriminalfälle ohne Beispiel (2)

21. Fortsetzung

Im Kittchen war kein Zimmer frei

In dem kleinen Ort Montéjour in Frankreich herrscht große Aufregung. Aus der Wohnung des Pfarrers sind ein Rucksack mit Delikatessen und 40 000 Franc aus der Kasse der Gemeindekollekte gestohlen worden. Der Dieb wird gefaßt, es ist ein zweiundsechzigjähriger Landstreicher, Pierre Baptiste Rosoy. Bei der Vernehmung durch den Polizeipräfekten des Ortes, Monsieur Brodequin, gibt Rosoy zu, daß er bereits viele Male vorbestraft ist. Seine Taten hatte er stets in Pont l'Évêque verübt und im dortigen Gefängnis auch seine Strafen abgesessen. Auch jetzt war er auf dem Wege dorthin, die Delikatessen des Pfarres sollten ihm als Wegzehrung dienen. Als Brodequin das Protokoll abschließt, erkundigt sich der Gefangene: „Bitte, Monsieur, Pont l'Évêque ist ja eigentlich mein letzter Wohnsitz. Könnte ich nicht nach dort überstellt werden?"

„Tatort ist Montéjour, mein Lieber. Das genügt, um Sie hierzubehalten", wehrte Brodequin alle weiteren Einwände ab und schaffte den Alten dann über die Straße ins Ortsgefängnis.

Das Kittchen von Montéjour war früher einmal ein Kuhstall gewesen, der nur behelfsmäßig in ein Gefängnis umgewandelt worden war. Zwei gekalkte Mauern, die man nachträglich gesetzt hatte, unterteilten den Raum in drei Zellen. Die ohnehin viel zu schmalen Fensteröffnungen waren vom Dorfschmied mit armdicken Eisengittern versehen worden. Das Mobiliar erinnerte an mittelalterliche Verliese: In jeder Zelle lagen zwei Strohsäcke auf blanker Erde. Dazwischen standen ein wackliger Holztisch, ein Schemel, und in der Ecke ein Melkeimer für die Notdurft. Ein Ofen war nirgends vorhanden.

Die Vorstellung, hier den Winter verbringen zu müssen, legte sich wie ein Alpdruck auf Rosoys Gemüt.

Drei Tage und Nächte brachte Rosoy in seiner Zelle zu, ohne daß sich der Präfekt auch nur einmal sehen ließ. Der Nachtwächter des Dorfes hatte ihn lediglich mit einer mehr als dürftigen Verpflegung versorgt.

Am Morgen des vierten Tages tönte ein schrecklicher Lärm aus dem Kuhstall über die Straße zu den Fenstern der Präfektur hinauf. Rosoy zerschlug Tisch und Schemel zu ofenfertigem Kleinholz, zertöpperte mit einem Bein des Schemels die Scheibe des vergitterten Fensters und warf dann die Einzelteile des Zelleninventars auf die Straße hinaus. Dazu tobte und schrie er, daß der Präfekt über die Straße gelaufen kam, als hätte es Feueralarm im Dorfe gegeben.

Rosoy verlangte, dem Justizminister vorgeführt zu werden. Brodequin bekam es nun doch mit der Angst zu tun und holte den Landstreicher in die Präfektur. Beschwichtigend erläuterte er Rosoy, daß die Bearbeitung des Falles nun mal seine Zeit brauche. Das Protokoll müßte in dreifacher Ausfertigung abgeschrieben werden, Zeugen müßten gehört und ein zusätzlicher Bericht über den Vorgang angefertigt werden. Das sei Vorschrift, aber heute noch würde die Akte dem Untersuchungsrichter in Perréon zugestellt werden. In Kürze müßte dann auch der Prozeß stattfinden und Rosoys Überführung ins Gefängnis von Perréon erfolgen.

„Den Prozeß und den ganzen Kram könnt ihr euch sparen", platzte der entfesselte Pierre Baptiste Rosoy wütend heraus. „Ich will nicht in Perréon verurteilt werden, sondern in Pont l'Évêque, zum Teufel noch mal!"

Präfekt Brodequin stieg das Blut zu Kopfe. Schon wieder hörte er dieses verdammte „Pont l'Évêque". „Hab' ich dir nicht schon ein dutzendmal erklärt, daß du dort verurteilt wirst, wo du deine Tat verübt hast? So schreibt es das Gesetz nun mal vor. Die Gerechtigkeit ist doch kein Wanderzirkus, der aufzutreten hat, wo es dir gefällt!"

Wieder schüttelte Rosoy sein graues Haupt. „Im Gesetz kenne ich mich aus, da brauchst du mich nicht zu belehren. Es schreibt auch vor, daß ein Täter, wenn er an mehreren Orten Verbrechen verübt hat, dort abzuurteilen ist, wo seine schwerste Tat geschah. Und ich habe noch schwerere Verbrechen verübt, bah. In Pont l'Évêque nämlich."

Brodequin kniff die Augen zu, beugte sich über seinen Schreibtisch, packte den Alten und zog ihn ganz dicht zu sich heran. Wie ein Hofhund, der einen herumstreunenden Kater in der Nähe wittert, knurrte er böse: „So, du hast also noch mehr auf dem Kerbholz, du Hundsfott. Dacht ich's mir doch gleich. Na, dann mal 'raus mit der Sprache, was hast du denn noch alles gestohlen? Los, red endlich!"

„Ich bin ein Mörder, ein Doppelmörder sogar. In Pont l'Évêque hab' ich zwei Leute umgebracht, so!" Mit einem Ruck riß sich Rosoy von dem Präfekten los, sprang dann auf, reckte trutzig seine Brust, so stolz, als hätte er dem Präfekten eben eröffnet, der Staatspräsident habe ihn zum Ritter der Ehrenlegion geschlagen. Brodequin verschlug es für einen Moment die Sprache, aber dann ging ihm der offensichtliche Zweck dieses Geständnisses auf. Der Landstreicher wollte mit aller Gewalt nach Pont l'Évêque zurück! Warum, vermochte er noch nicht zu durchschauen. Aber wenn der Alte dafür sogar einen Doppelmord erfand, mußte es schon schwerwiegende Gründe geben. Dahinter würde er auch noch kommen. Aber, was immer es auch sein mochte, die Tour wollte er ihm versalzen, jetzt sollte er im Kuhstall von Montéjour schmoren, bis er schwarz würde. Noch vier Wochen würde er die Vernehmungsakte im Schreibtisch behalten, so lange, bis der Richter in Perréon in die Weihnachtsferien ging und in diesem Jahr keine Verhandlungen mehr stattfinden konnten.

Gelassen lehnte Brodequin sich in seinem Sessel zurück, dann griff er zu dem dünnen Aktenstück, blätterte es auf. Er ließ sich Zeit mit der nächsten Frage. „So, also du willst einen Doppelmord verübt haben! Hm. Na, dann erzähl mir mal, wen du ermordet hast, wann und warum und unter welchen Umständen. Das mußt du ja alles wissen, wenn du ein Mörder bist, nicht wahr, Rosoy? Oder läßt dich da etwa dein Gedächtnis im Stich?"

Pierre Baptiste Rosoy schien nur auf diese Aufforderung gewartet zu haben. Wie ein auswendig gelerntes Weihnachtsgedicht haspelte er sein Geständnis herunter: „Die Eheleute Pellegrin waren es. Am 27. April vorigen Jahres war es. Die Pellegrins bewirtschafteten in Pont l'Évêque die Brasserie in der Rue de la Ferme. Ich mochte sie nie leiden. Sie zeigten sich uns gegenüber immer so reserviert und hatten es nicht gerne, wenn Vorbestrafte bei ihnen verkehrten. Nur wenn niemand in der Wirtschaft war, schenkten sie uns einen Calvados aus. Schreckliche Leute."

„Ja, und weiter, was geschah nun mit den Pellegrins?" fiel ihm der Präfekt ins Wort. Er war inzwischen in Spannung geraten.

„Zunächst gar nichts. Ich war am 27. April aus dem Gefängnis entlassen worden. So um Mittag 'rum. Im ‚Hotel de Paris' aß ich erst etwas zu Mittag, und dann kamen ein paar Freunde, und wir feierten Abschied. Das ging bis zehn Uhr abends, da mußten sie ja weg. Ich wollte schon im Gefängnis übernachten, aber da sah ich in Pellegrins Wirtschaft noch Licht. Gustave, das war der Pellegrin, wusch im Spülbecken die letzten Gläser ab, und Louise, das war sie, war schon dabei, die Fensterladen zu schließen. Es ist also keiner mehr drin, überlegte ich mir, da wird dir Gustave noch schnell einen Calvados eingießen, wenn du nett zu ihm bist und ihm einen spendierst. Wissen Sie, der Gustave war ja gar nicht so, und wenn er noch einen mittrinken durfte, sagte er nie nein. Nur sie, die Louise, war ein Biest und eigentlich auch nur schuld."

„Ja ja, soll ja alles sein", unterbrach ihn der Präfekt wieder und rutschte ungeduldig auf seinem Sessel hin und her. „Aber nun komm schon zum Mord!"

„Bin ja gleich soweit", vertröstete ihn der Alte und langte erst mal ungeniert in Brodequins Zigarettenschachtel, die offen auf dem Schreibtisch lag. Erst nachdem er sich umständlich und gewissenhaft die „Geaullaise" angezündet hatte, fuhr er fort: „Ich hatte auch ganz richtig kalkuliert. Gustave langte gleich zur Flasche und schien sich sogar zu freuen, daß ich ihn zum Abschied noch einmal besuchte. Aber da kam dann die Louise wie eine Furie auf ihn zu, entriß ihm die Flasche und tobte: ‚Nicht einen Tropfen kriegt der Penner. Willst dir wohl noch ganz die anständige Kundschaft vergraulen?' Und mich schimpfte sie dann einen Strauchdieb und Zuchthäusler und was weiß ich, was sie sonst noch alles auf der Pfanne hatte. Sie war ja auch das größte Lästermaul in ganz Pont L'Évêque. Die hatte Haare auf den Zähnen, kann ich Ihnen sagen."

„Ja ja, glaub' ich ja, aber was geschah dann weiter?"

„Ja, was dann weiter war, kann ich so genau gar nicht mehr sagen. Louise packte mich, versuchte mich hinauszuwerfen, aber ich hielt mich am Ofen fest. Irgendwie kriegte ich dabei die Kohlenschaufel zu fassen, und als sie mir schließlich noch eine Maulschelle verabreichte, schlug ich zurück. Mit der Kohlenschaufel. Der Gustave kam dann auch noch, um seiner Frau beizustehen. Das brachte mich so in Wut, daß ich blindlings auf ihn einschlug. Und dann waren sie beide tot. Was ja eigentlich gar nicht meine Absicht war. Was sollte ich nun machen? Ich nahm dann die Leichen und schleifte sie erst mal hinter die Theke. Dann verschloß ich die Tür zur Straße. Dabei sah ich, wie draußen jemand an der Brasserie vorüberging. Ob er mich gesehen hatte, kann ich natürlich nicht sagen, aber auf alle Fälle mußte ich nun zusehen, daß ich fortkam. Mit Mühe und Not konnte ich noch ein paar Flaschen Calvados und den Inhalt der Ladenkasse einpacken. Es waren noch nicht mal 10 000 Franc. Ein trauriges Geschäft. Ich wollte gleich zum Bahnhof, weil noch gegen elf ein Zug nach Caën ging, aber ich hatte es mir dann auch gleich wieder überlegt. Entdeckte man den Mord schnell, würde man ja auch sicher auf dem Bahnhof nach dem Mörder suchen. Deshalb beseitigte ich erst mal oberflächlich alle Spuren und packte die Leichen in den kleinen Kastenwagen der Pellegrins, der hinten auf dem Hof der Brasserie stand. Mit dem Wagen fuhr ich dann die Pellegrins ins Birkenwäldchen hinaus und vergrub sie gleich am Anfang der neuangelegten Schonung. In der Zeitung hab' ich dann später auch gelesen, daß sie von einem Polizeihund dort entdeckt wurden. Ich hatte ja nur wenig Zeit und konnte nicht sehr tief graben. Der Frühzug nach Caën ging schon kurz vor fünf, und den wollte ich ja auf alle Fälle noch bekommen."

Dem Präfekten war nun doch etwas unheimlich geworden. Das kann der Kerl sich doch nicht alles ausgedacht haben, überlegte er und schüttelte dann wieder den Kopf. Warum gestand er aber den Mord plötzlich ein, wo doch offensichtlich niemand Verdacht gegen ihn geschöpft hatte?

Brodequin war wieder im Zweifel, ob er der merkwürdigen Geschichte nun mißtrauen oder ihr Glauben schenken sollte. Er rauchte erst eine „Geaullaise", um in Ruhe einen Entschluß fassen zu können. Dabei beobachtete er unentwegt den Landstreicher. Rosoy saß unbekümmert wie zuvor da, und seine listigen Augen fragten: Na, was wird nun? Jetzt bist du platt, was?

Erst räusperte sich der Präfekt, dann sagte er unheilschwer: „Rosoy, das Geständnis kommt mir ein bißchen spanisch vor. Ich warne dich! Wenn du mich hier aufs Kreuz legen willst, dann ergeht es dir schlecht. Dann kommt noch Irreführung der Polizei zu deinem Einbruch hinzu, und das kostet dich ein weiteres Jahr. Und das verbüßt du hier, in Montéjour, drüben im Kuhstall. Dafür werd' ich mich einsetzen!"

Der Alte lächelte nur geringschätzig. „Wenn Sie's nicht glauben, prüfen Sie's doch nach. Fragen Sie an in Pont l'Évêque. Ich kann Ihnen auch noch hundert weitere Einzelheiten erzählen."

Darauf legte Brodequin nun den Landstreicher fest. Er ließ sich die Geschichte des angeblichen Doppelmordes ein zweites, ein drittes und ein viertes Mal erzählen.

Aber Rosoy war nicht in Widersprüche zu verwickeln. Ja, er war auch in der Lage, Skizzen des Tatortes und der Stelle, an der er die Leichen der Wirtsleute vergraben haben wollte, anzufertigen. Ein Kriminalbeamter hätte die Zeichnungen nicht korrekter und übersichtlicher herstellen können. Es gab nun wohl keinen Zweifel mehr, daß Rosoy die beiden Morde verübt hatte. Den Polizeipräfekten von Montéjour überkam eine Gänsehaut. Mordfälle kannte er bisher nur aus Kriminalromanen und dem monatlichen Kinobesuch in Perréon. In der ganzen Provinz hatte es seit dem Kriege keine einzige Mordtat gegeben. Nun erstmals einem richtigen, eiskalten Doppelmörder gegenüberzusitzen, das war ihm doch unheimlich, auch wenn es hellichter Tag war und der Mörder das Antlitz eines harmlosen Mannes zur Schau trug.

Vier Stunden brauchte Brodequin, um all die grausigen Einzelheiten des Geständnisses zu protokollieren. Dann sperrte er Rosoy wieder in den Kuhstall und fuhr schleunigst mit seinem Motorrad nach Perréon, um die inhaltsschwere Akte der Staatsanwaltschaft abzuliefern. Sie hatte das Geständnis zu überprüfen und mochte dann mit dem Alten machen, was sie wollte. Brodequin war nicht mehr erpicht, Pierre Baptiste Rosoy den Winter über im Montéjourer Kuhstallgefängnis zu behalten.

Vierzehn Tage später wurde Brodequin nach Perréon zur Staatsanwaltschaft zitiert. Der Herr Oberstaatsanwalt, der Polizeichef und sogar der Bürgermeister waren versammelt und drückten ihm anerkennend die Hand, stellten baldige Beförderung in Aussicht und priesen seine kriminalistischen Fähigkeiten. Pierre Baptiste Rosoy sei tatsächlich der seit anderthalb Jahren in ganz Frankreich vergeblich gesuchte Mörder der Wirtsleute Pellegrin aus Pont l'Évêque, eröffnete ihm der Oberstaatsanwalt. Die angeforderten Protokolle des Mordfalles wiesen es eindeutig aus. Bis zum kleinsten Blutspritzer stimmten die Angaben Rosoys mit den Aktenberichten überein. Die Tatortskizze wies nicht die kleinste Abweichung von der Skizze auf, die die Mordkommission in der Brasserie von Pont l'Évêque gleich nach der Tat angefertigt hatte. Und so, wie es Rosoy aufgezeichnet hatte, waren auch die Leichen der Ermordeten im Birkenwäldchen, gleich vorn in der neuangelegten Schonung, von einem Fährtenhund aufgespürt und dann ausgegraben worden. Nur ein Mensch auf der Welt konnte all dies im Gedächtnis haben, der Mörder der Wirtsleute Pellegrin!

Claudius Brodequin hatte sich um das Ansehen der französischen Landpolizei, oft genug in Filmen und Büchern durch den Kakao gezogen und auf die Schippe genommen, einmalige Verdienste erworben. Im ganzen Lande würde man künftig nur noch mit höchster Achtung von den Landpolizisten sprechen, versicherte ihm der Herr Bürgermeister und legte ihm dabei anerkennend die Hand auf die Schulter.

Als der Doppelmörder Rosoy dann im Gefangenentransportauto aus dem Kuhstall von Montéjour abgeholt wurde, um nach Pont l'Évêque überführt zu werden, drückte ihm Brodequin ergriffen die Hand und steckte ihm heimlich eine Packung „Geaullaise" in die Jackentasche. Ihm hatte er schließlich seinen jungen Ruhm und seine bevorstehende Beförderung zu verdanken, und er tat insgeheim Abbitte dafür, daß er an der Wahrheit dieses Geständnisses auch nur eine Sekunde hatte zweifeln können.

Pierre Baptiste Rosoy indessen fuhr frohgemut und vergnügt vor sich hinpfeifend in der „Grünen Minna" gen Norden, hinauf in die Normandie, nach Pont l'Évêque. Er hatte seinen Kopf doch noch durchgesetzt, er würde den Winter über wieder im geliebten Gefängnis von Pont l'Évêque zubringen können.

Kopfschüttelnd sah Brodequin aus seinem Fenster dem Transport nach, der bald von einer riesigen Staubwolke verschluckt wurde. Daß ein so abgefeimter Mörder, der noch dazu so gerissen war, daß die Polizei anderthalb Jahre vergeblich nach ihm suchte, so mir nichts, dir nichts ein Geständnis ablegte, obwohl ihn niemand gefragt hatte und das zunächst ja auch niemand hören wollte, nur weil ihm das Kittchen in Montéjour nicht gefiel, das wollte und wollte dem einfachen Landpolizisten nicht in den Schädel hinein.

Wenn auch in Montéjour bald jedes Kind die Geschichte des Doppelmörders Rosoy kannte, im großen Alltagsgeschehen des Landes ging sie unter, drang kaum bis Lyon, geschweige denn bis Paris vor. Die Bezirksblätter brachten wohl ein Bild des Präfekten und die Morgenzeitung von Perréon auch ein Exklusivinterview mit ihm, aber die großen Blätter nahmen keine Notiz davon.

Nur in Montéjour blieb sie Tagesgespräch, und Tag für Tag wurde Brodequin gefragt: „Was ist, Claudius, haben sie dem Alten schon den Prozeß gemacht? Hat er mildernde Umstände gekriegt, oder wer-

den sie ihn auf die Guillotine legen?" Selbst wenn der Präfekt an dem Ausgang der Geschichte gar nicht mehr interessiert gewesen wäre, seine Gemeinde verlangte, unterrichtet zu werden. Der erste und bisher auch einzige große Kriminalfall des weltabgelegenen Dörfchens an der Saône wollte bis zur Neige ausgekostet sein. Wenn man nicht mehr erfahren sollte, was mit dem alten Rosoy geschah, ob man ihn einen Kopf kürzer gemacht oder auf Lebenszeit in sein geliebtes Kittchen Pont l'Évêque gesteckt hatte, ja, was sollte die Montéjourer Weinbauern dann überhaupt noch in diesem Jahrhundert interessieren? Also mußte der Präfekt Tag für Tag die Zeitungen von halb Frankreich lesen und als er darin nichts fand, die Staatsanwaltschaft in Perréon drängeln, endlich eine authentische Auskunft über das Ende des Falles einzuholen. Aber so wie die Zeitungen keine Silbe über den Fall brachten, blieben auch die Anfragen der Staatsanwaltschaft unbeantwortet oder waren wohl gar nicht erst abgeschickt worden.

Da setzte sich denn Claudius Brodequin noch einmal an seine klapprige Schreibmaschine, suchte sich aus seinen Unterlagen das Aktenzeichen der Mordsache Pont l'Évêque heraus und bat selbst die Staatsanwaltschaft in Pont l'Évêque um Auskunft über den Stand des Verfahrens gegen Pierre Baptiste Rosoy wegen Mordes und schweren Diebstahls.

Die Antwort schlug in Montéjour wie eine Bombe ein:

„Das Verfahren gegen den Obengenannten ist eingestellt worden. Der Beschuldigte hat nach den Feststellungen der hiesigen Staatsanwaltschaft mit der erwähnten Mordsache nichts zu tun. Die wirklichen Mörder der Eheleute Pellegrin sind inzwischen in der Schweiz verhaftet worden und werden den französischen Behörden in Kürze ausgeliefert. Der Beschuldigte Rosoy hatte das irreführende Geständnis nur abgelegt, um wichtig zu tun. Er wurde inzwischen wegen strafbarer Irreführung der Behörden, selbstverschuldeter Obdachlosigkeit und Landstreicherei in Tateinheit mit schwerem Diebstahl im Rückfall, unter Zubilligung mildernder Umstände zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt. Das Urteil ist rechtskräftig geworden, der Verurteilte sitzt zur Zeit in Strafhaft in der Vollzugsanstalt Pont l'Évêque. Gezeichnet Bautou, Staatsanwalt."

Brodequin las ein ums andere Mal den Brief und konnte nicht glauben, was darin geschrieben stand. Das gab's doch gar nicht, daß einer die tausend Einzelheiten einer Mordtat wie im Schlaf herbetete und Zeichnungen darüber anfertigen konnte und dann nicht das geringste mit der Sache zu tun haben sollte? Da stimmte doch etwas nicht, da steckte doch eine Schurkerei dahinter!

In diesem Augenblick faßte der kleine französische Dorfpolizist einen Entschluß, der den größten Justizskandal Frankreichs nach dem Kriege auslöste und das bis dahin völlig unbekannte Örtchen Pont l'Évêque geradezu weltberühmt machte. Aber davon ahnte Brodequin noch nichts, als er sich vornahm, der Sache selbst auf den Grund zu gehen und nach Pont l'Évêque zu reisen. Hätte er's vorher geahnt, ich glaube, er wäre nicht gefahren.

Brodequin fuhr also nach Pont l'Évêque und stieg im „Hotel de Paris", das gegenüber dem Verwaltungsgebäude des Gefängnisses liegt, ab. Es war schon nach 20 Uhr und an eine Erledigung irgendwelcher Amtsgeschäfte nicht mehr zu denken. Deshalb begab sich Brodequin auf sein Zimmer, wusch sich die Hände und ging dann in die Gaststube hinunter, um zu Abend zu speisen. Ein ohrenbetäubendes Gegröle, das aus dem Vereinszimmer des Hotels kam, erregte bald sein Mißfallen. Eine Horde Betrunkener schien sich dort aufs beste zu amüsieren. Eine der Stimmen, die wortführend war, kam Brodequin bekannt vor, aber noch ahnte er nicht, welche Person zu ihr gehörte.

Als der Kellner Brodequin gerade seine bestellte Hammelkeule servierte, öffnete sich die Tür des separaten Raumes, zwei betrunkene ältere Männer torkelten heraus. Der Präfekt ließ vor Schreck und Überraschung das Besteck fallen. Einer der beiden Betrunkenen war Pierre Baptiste Rosoy! Ohne auf Brodequin zu achten, schleifte er seinen Zechkumpan durch die Gaststube bis zur Hoteltür und verschwand dann mit ihm hinter der dicken Portiere des Ausgangs.

Brodequin war zu überrascht und sprachlos, um Rosoy anzurufen, Rosoy aber zu betrunken, um den Präfekten aus Montéjour in seinem Zivilanzug erkennen zu können. Brodequin fand erst seine Sprache wieder, als der Kellner sich räusperte und besorgt fragte: „Was ist, Monsieur, ist Ihnen nicht gut? Kann ich irgend etwas für Sie tun?"

„Doch, doch", stotterte der Präfekt. „Aber bitte, wenn Sie mir einen Gefallen erweisen wollen, sagen Sie mir, wer die beiden Herren waren, die da eben nach draußen, hm, gegangen sind."

Der Kellner sah zur Portiere hin, lächelte diskret und sagte dann leise: „Wenn Sie den Herrn meinen, der etwas müde war, das war Monsieur Billa, unser Gefängnisdirektor." – „Und der andere? Wer war denn der andere?" – „Monsieur Rosoy, glaube ich, ein guter Freund von Monsieur Billa."

„Und die anderen Herren da im Vereinszimmer, sind das auch gute Freunde des Monsieur Billa?" Der Kellner nickte. „Ich glaube schon, Sie sind jedenfalls recht häufig mit ihm hier.".

Dem Kellner wurde dann die Neugier des Gastes wohl doch verdächtig. Jedenfalls ließ er Brodequin hüstelnd sitzen.

Noch ahnte Claudius Brodequin nur die unfaßbaren Zusammenhänge, auf die er so unverhofft gestoßen war. Eine Woche später wußten aber ganz Frankreich und die halbe Welt, was sich Ergötzliches hinter und auch vor den Mäuern des Gefängnisses von Pont l'Évêque zugetragen hatte. Die Fledermaus-Operette mit ihrem fidelen Gefängnis und dem schnapsseligen Gefängniswärter Frosch hatte in dem kleinen normannischen Städtchen Pont l'Évêque ihre Inkarnation gefunden. Was auf den Operettenbühnen der ganzen Welt kostspielig inszeniertes Spiel, war hier seit Jahren alltägliche Wirklichkeit. Einundsiebzig männliche und fünfunddreißig weibliche Strafgefangene führten in Pont l'Évêque eine höchst vergnügliche Selbstverwaltung, die jedem erlaubte, zu tun und zu lassen, was ihm beliebte und wozu sein Geld reichte. Nur ein Gebot kannte die Hausordnung: Niemand durfte vor Beendigung seiner gerichtlich festgelegten Strafzeit auskneifen!

Wie sich nun im einzelnen das Leben in diesem fidelsten Gefängnis der Welt abspielte, darüber haben inzwischen Operettenkomponisten, Hörspielautoren und Romanschreiber die vielfältigsten Versionen geschaffen, dichterisch überhöht, literarisch frei gestaltet nach der jeweils vorhandenen Phantasie. Wir wollen es deshalb dabei bewenden lassen, einen nicht ausgeschmückten Bericht über den Prozeß gegen Fernand Billa, den letzten Direktor dieses einzigen vergitterten Vergnügungsetablissements der Welt, wiederzugeben.

Die Verhandlung fand statt im Sommer des Jahres 1957 vor dem Schwurgericht in Caën, unter Vorsitz des Gerichtspräsiden-

Fortsetzung Seite 14

Im Dschungel der Panzernashörner

heißt unsere nächste Fortsetzungsreihe, in der Ursula Ullrich und Dr. Wolfgang Ullrich ihre Erlebnisse in Indien schildern

Wir beginnen mit dem Abdruck in Nummer 50

Jede Zeit hat ihren Stil!

Die typische Frisur des Spätrokokos bestand in einer hochgetürmten Lockenpracht. Anmutig krönten sie verspielte Nachbildungen von Liebeslauben, Blumengärten und Segelschiffen.

Die zauberhafte Frische natürlich gepflegten Haars bildet den modischen Reiz der Frisuren unserer Tage. Im wohlabgestimmten Zusammenwirken haarfreundlicher Wirkstoffe und edler Duftschöpfungen verleiht Westalan-Shampoon dem Haar seidigen Glanz und schmeichelnde Weichheit.

Birken-, Veilchen-, Ei- oder Öl-Shampoon — im Plaste-Kissen oder in der handgerechten Riffelglasflasche — die Erzeugnisse aus dem Hause Westalan sind der Inbegriff neuzeitlicher Haarkosmetik!

Ihr Haar kann strahlen – denn es ist Westalan-gepflegt!

WESTALAN *Shampoon*

Glashütter Uhren

HÖCHSTE QUALITÄT ERFÜLLT HÖCHSTE ANSPRÜCHE

Seit Generationen arbeiten Meister ihres Faches an der technischen Vervollkommnung und Formvollendung Glashütter Uhren. Durch ihre Zuverlässigkeit, Präzision, Eleganz und Klarheit gewannen Glashütter Uhren Weltruf. Moderne Menschen bevorzugen Uhren, die in Technik und Form unserer Zeit entsprechen und wählen daher immer wieder Glashütter Qualitätsuhren.

VEB GLASHÜTTER UHRENBETRIEBE GLASHÜTTE/SA.

Die richtige Vorbereitung der Fische

Bei den Fischen ist es wie bei den Menschen. Wenn man Menschen nicht richtig „anfaßt", wenn man sie nicht richtig behandelt, dann sind sie ungenießbar. Wenn man Fische nicht richtig vorbereitet, dann schmecken sie nicht, dann sind sie eben auch „ungenießbar".

Behandeln Sie frische Fische immer nach dem 3-S-System: Säubern, Säuern, Salzen.

Säubern

Das Fischfleisch kurz aber gründlich unter fließendem Wasser abspülen. Nie im Wasser liegen lassen, weil sonst wertvolle Inhaltstoffe verloren gehen. Ganzen Fisch nach dem Schuppen, dem Abschneiden der Flossen und der Entfernung der schwarzen Bauchhaut außen und innen gründlich spülen. Auch nach dem Säubern nicht im Wasser aufbewahren.

Säuern

Fischfleisch reichlich mit Zitronensaft oder Essig von allen Seiten beträufeln. Die Säure bindet den arteigenen Fischgeruch. Das Fischfleisch wird weiß, würzig und fester. Einen besonders feinen Geschmack erhält das Fischfleisch, wenn es noch mit frischen, feingehackten oder getrockneten Küchenkräutern (Petersilie, Kerbel, Dill) bestreut wird.

Salzen

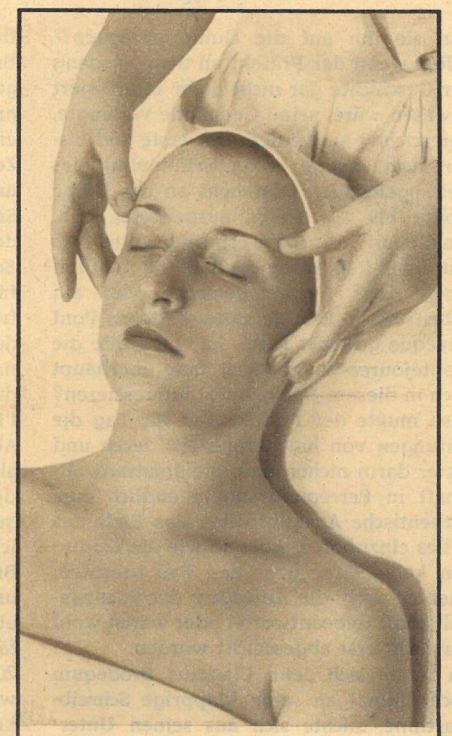
Fischfleisch mit etwas Salz bestreuen und gut verreiben. Bitte, erst kurz vor der Zubereitung salzen, weil Salz bei längerer Einwirkung dem Fischfleisch wertvollen Saft entzieht.

Nach dem 3-S-System vorbereitete Fische schmecken besser

AUF JEDEN TISCH

Kostenlos erhalten Sie das 12seitige Heft „Fische zubereiten — kein Geheimnis", wenn Sie die Wertmarke ausschneiden, auf eine mit Ihrer genauen Anschrift versehene Postkarte kleben und an den „Fischkoch, Rostock, Postfach 20", senden.

Wertmarke 3-S-System



Gepflegte Schönheit

durch fachgemäße Behandlung mit unseren Präparaten

Charlotte Meentzen

Kräuter-Vital-Kosmetik

Fortsetzung von Seite 13

ten René Chausserie-Laprée. Als Zeugen waren geladen fünfundzwanzig männliche und zehn weibliche frühere Insassen des Gefängnisses Pont l'Évêque. Alle – inzwischen in weniger gastliche Häuser umquartiert – waren in Begleitung eines schwerbewaffneten Polizeikommandos erschienen, was einem Journalisten sofort den Artikel entlockte: „Da haben wir die ganze Problematik dieses Falles: Ein Mann hat die ganze bisherige Gefängnisordnung auf den Kopf gestellt, aber damit erreicht, daß nicht einer seiner Häftlinge flüchtete und alle treu und brav die ihnen vom Gericht auferlegten Strafen verbüßten. Der Staat heißt diese Art, mit Verbrechern umzugehen, selbst ein Verbrechen und will den Mann, der sie einführte, nun ins Gefängnis stecken. Aber, und das ist der Pferdefuß dieser gerechten Gerechtigkeit, sie braucht mehr Polizisten und Pistolen als Gefangene, um exerziert zu werden. Welche ist nun eigentlich die richtige Gerechtigkeit?"

Derlei komplizierte Überlegungen brauchte indessen das Schwurgericht nicht anzustellen. Der Tatbestand war juristisch klar, es ging nur noch darum, das Ausmaß der Verfehlungen des angeklagten Gefängnisdirektors festzustellen. Dazu das Aufgebot der ehemaligen Insassen von Pont l'Évêque.

Sie saßen alle ein wenig betreten auf den Zeugenbänken, und als der Angeklagte an ihnen vorbei in den großen Gerichtssaal geführt wurde, sah manch einer von ihnen treuherziger und dankbarer zu ihm auf, als er es jemals seinem eigenen Vater gegenüber getan hatte. Selbst in den Augen des Straßenräubers Georg Cnudde, der sieben Jahre zu verbüßen hatte, aber das große Pech hatte, daß schon nach zwei Monaten das Haus in Pont l'Évêque geschlossen wurde, waren Rührung und echtes Mitleid zu erkennen.

Am meisten betroffen wirkte aber Pierre Baptiste Rosoy. Dicke Tränen liefen über seine Wangen, als Billa an ihm vorüberging. Er war ja der Mörder dieses Eilands der Menschlichkeit im harten französischen Strafvollzug gewesen. Hätte er nicht die blödsinnige Geschichte von dem Doppelmord in Montéjour zum besten gegeben, wäre Pont l'Évêques Kittchen mit den offenen Türen noch längst nicht aufgeflogen. Zu allem Unglück wurde Rosoy dann auch noch als erster Zeuge in den Saal gerufen und vom Gerichtvorsitzenden mit peinlicher Ausdauer nach den kleinsten Details seines Aufenthaltes in Montéjour befragt. Gewiß, bei den Zuhörern erntete er mit seinen Erzählungen einen Heiterkeitserfolg nach dem anderen, aber wenn er zur Anklagebank hinübersah, wollte er am liebsten vor Scham im Erdboden versinken. Mehr als dreißigmal hatte er schon vor dem Richter gestanden, aber noch nie war ihm die Sache so an die Nieren gegangen wie diesmal.

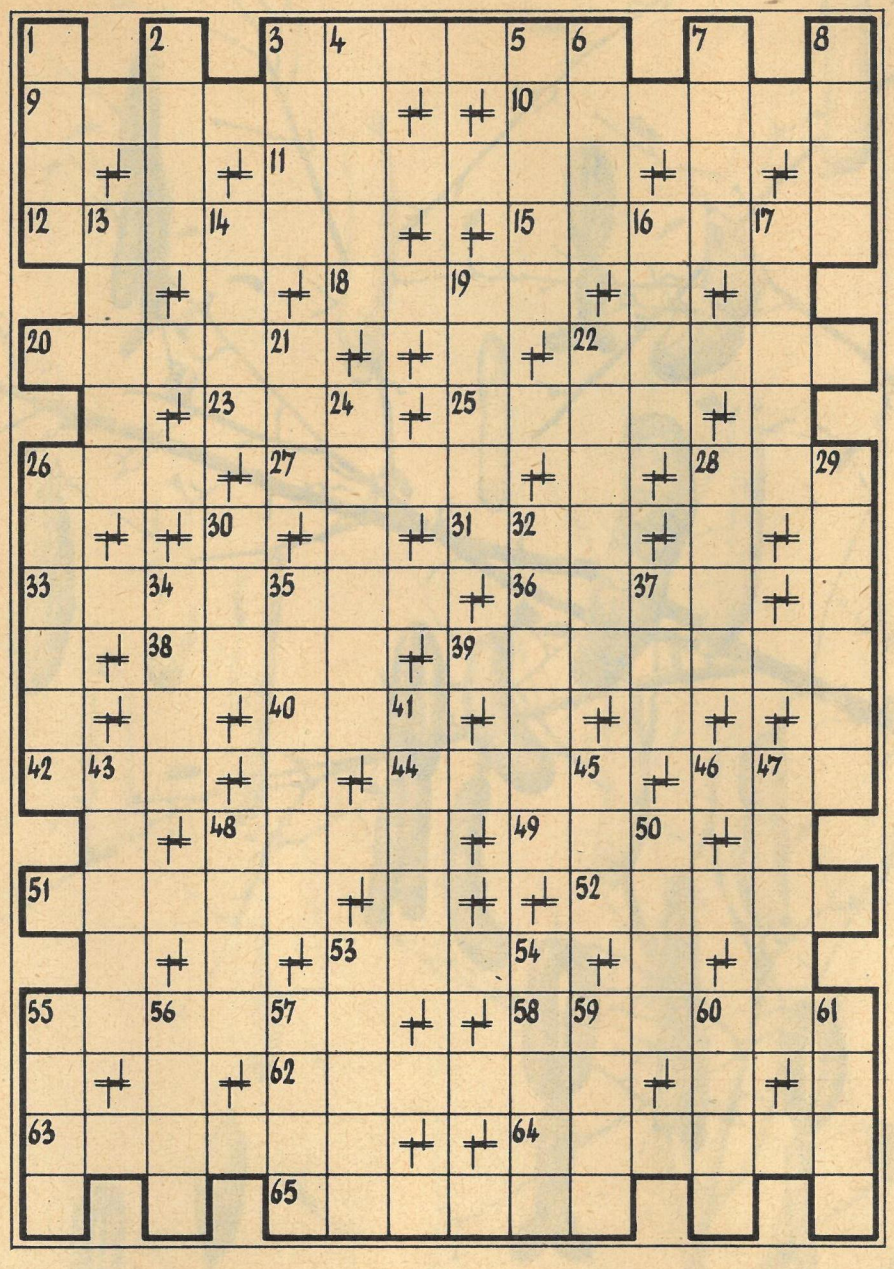
Endlich sagte der Präsident: „Nun noch eine letzte Frage, Zeuge Rosoy. Wie sind Sie eigentlich auf die Geschichte mit dem Mord an den Eheleuten Pellegrin gekommen? Wenn man hier Ihre Aussagen liest, die Sie in Montéjour gemacht haben, muß man ja wirklich annehmen, daß Sie der Mörder sind. Wo haben Sie denn die ganzen Einzelheiten nur hergehabt?"

Der alte Pierre Baptiste senkte verlegen den Kopf, daß man nicht gleich sein verschmitztes Lächeln sehen konnte, das er bei allem Ernst der Situation sich doch nicht verkneifen konnte. Dann erst erzählte er:

„Sie wissen vielleicht, Herr Präsident, daß wir minderbemittelten Insassen des Gefängnisses gezwungen waren, uns mit Arbeit außerhalb des Hauses unser Taschengeld zu verdienen. Jeden Abend im Wirtshaus zu sitzen, das kostete ja was. Nun war Monsieur Billa so freundlich, mich vorübergehend der Staatsanwaltschaft als Hilfsschreiber auszuleihen. Der etatmäßige Schreiber war wohl an Grippe erkrankt, und da meine gute Handschrift von Monsieur Billa sehr geschätzt wurde – ich erledigte ihm ja immer den Winter über seinen ganzen Verwaltungskram, der den Sommer über angelaufen war –, beorderte er mich dazu, dem jungen Herrn Staatsanwalt Ponosse zur Hand zu gehen. Das war gerade zu der Zeit, als die Wirtsleute Pellegrin in ihrer Brasserie umgebracht wurden.

Schluß folgt

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 3. Oper von Lortzing, 9. Tochter des Zeus, 10. nordeuropäischer Staat, 11. Bergarbeiter, 12. Eingang, Eintrittsgeld, 15. Volkstanz, 18. Gesichtsteil, 20. Tageszeit, 22. Werkzeug, 23. Vertiefung, 25. Abschnitt, 26. Bergweide, 27. Mädchenname (Koseform), 28. griechischer Buchstabe, 31. Elend, 33. zeitgenössische deutsche Schriftstellerin, 36. Ansprache, 38. Fluß in Italien, 39. Signalgeräte, 40. Herausgeber zahlreicher Volksliedsammlungen (1807—1883), 42. Hirschart, 44. weiblicher Vorname, 46. Stadt in der Baschkirischen ASSR, 48. Ziffer, 49. geographischer Begriff, 51. Schweizer Kantonhauptstadt, 52. bedeutendster Führer des Weltproletariats, 53. Getreideart, 55. Unterlagen, Beweisstücke, 58. Begriff beim Tennisspiel, 62. durch Erdbeben zerstörte marokkanische Stadt, 63. Schmuck, Verzierung, 64. oberbayrische Kreisstadt, 65. Hülsenfrucht (Mehrzahl).

Senkrecht: 1. Stechwerkzeug, 2. Lebenssaft, 3. Krötenart, 4. Stadt im Bezirk Potsdam, 5. Körperorgan, 6. Laubbaum, 7. starres Fett, 8. arabische Hafenstadt, 13. schwedischer Erfinder (1833—1896), 14. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 16. Berg bei Innsbruck, 17. Aufsehen, Skandal, 19. glänzendes Gewebe, 21. Tongeschlecht, 22. Reinigungsgerät, 24. Schreckensherrschaft, Gewalt, 26. Nebenfluß der Elbe, 28. hebräisch: Garten, 29. Schreibkalender, Merkbuch, 30. Sinnesorgan, 32. Morgenland, 34 Nähmittel, 35. rumänischer Komponist (1881—1955), 37. staatliches Reisebüro der DDR (Abkürzung), 41. Halsschmuck, 43. Stockwerk, 45. Fisch, 47. Südfrucht, 48. Nebenfluß des Rheins, 50. Faserpflanze, 53. deutscher Komponist (1873 bis 1916), 54. Gewebeart, 55. Stimmlage, 56. Titelgestalt bei Shakespeare, 57. Künstlergehalt, 59. Stadt in Vorderasien, 60. mathematischer Begriff, 61. Ton.

Liesbchen Müller

SILBENRÄTSEL

ast be be be bel ber ber ber bie birsk biss bom bran burg che cho co de den den do do do dour du e e e eg ein eis en en ent ett ga ga ge gel gels ger ger heu ho i i im in ir ki la la la len lert li lo mann me men mis mo mo mont mus na na na nal ne ne neh ner neu ni nig nus o o o on pe por ra raa ras re re ri ri ri rin ring ro sa sa sar schu se si si sim so ster sutt tat ter ter ter thu ti tor traut tre tu u un ur wal wiec ze zen

Es sind einundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat von Goethe ergeben. (ß = ss.)

1. Begeisterter, Schwärmer, 2. Geburtsort Lenins (alter Name), 3. Gestalt aus der Oper „Der Waffenschmied", 4. Wollgewebe, 5. Geschoß, 6. Gesuch, 7. sowjetische Schriftstellerin (geb. 1890), 8. weibliche Gestalt aus der Oper „Die Zaubergeige", 9. Komponist, Nationalpreisträger, 10. Autor des Romans „Chronik der Sperlingsgasse", 11. französisches Dorf, von Faschisten zerstört, 12. deutscher Komponist (1810—1856), 13. Fluß in Zentralasien, 14. banktechnischer Begriff, 15. Oper von Händel, 16. Schweizer Kanton, 17. Bezirkshauptstadt der DDR, 18. Raubtierfuß, 19. männliche Gestalt aus der Oper „Der Günstling", 20. Berichterstatter, 21. französischer Schriftsteller, 22. deutscher Radierer und Maler (1726—1801), 23. Operettenkomponist, 24. weiblicher Vorname, 25. Drama von Goethe, 26. zweistimmiges Musikstück, 27. Morgenland, 28. erster sowjetischer Stadtkommandant von Berlin, 29. Zwischenmahlzeit, 30. Drama von Shakespeare, 31. Nutzinsekt, 32. Fruchtgetränk, 33. erfrischende Speise, 34. österreichische Schriftstellerin („Die Waffen nieder"), 35. Klassiker des Marxismus, 36. kleine Maßeinheit, 37. Grund, 38. deutscher Fabeldichter (1715—1769), 39. Behälter, 40. deutscher Agrarwissenschaftler (Nationalpreisträger), 41. Facharzt.

RÖSSELSPRUNG

	zur	schieht	de	wenn	
e	mei-	ich's	tat	ge-	die-
sich	ge-	was	mir	den-	ent-
ich's	tu-	der	eh'	ses	schieht
was	er	wenn	be-	schei-	hen
	mensch	de	soll	mir	

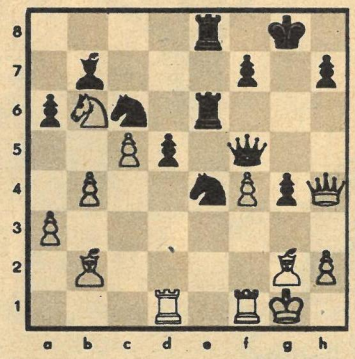
Die Lösung ergibt eine altindische Weisheit.

Magische Rösselsprünge

Wie in einem Spuk verlief das neunzügige Finale der Budapester Zonenturnier-Partie:

Weiß: Räisä, Finnland — Schwarz: Matanovic, Jugoslawien

31. Sa4—b6



Es beginnt nun ein eigenartiger Tanz der beiden benachbarten Springer, die sich schließlich nach gleichem Bewegungsbild am rechten Brettrand wiedertreffen: 31. . . . **Se7! 32. Sd7 Sg6! 33. Le4: De4: 34. Dg3 d4 35. Td2 Sf4:! 36. Dg4:† Tg6 37. Sf6† Kf8 38. Se4: Tg4:† 39. Sg3 Sh3 matt!!** Wenn auch die ganze Zugfolge nicht zwingend ist, so wurde hier doch eine bravouröse Partiekomposition erdacht.

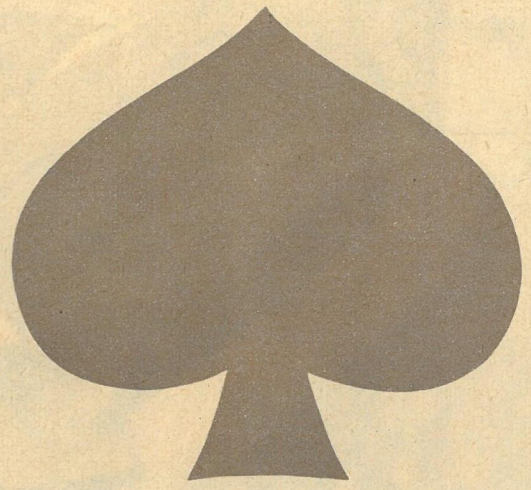
RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 47

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Amateur, 5. Sonntag, 10. Anemone, 12. Stier, 14. Lenin, 16. Erlau, 17. Oglio, 18. None, 20. Brut, 22. Maki, 25. Anis, 27. Pinie, 29. Leuna, 31. Vetter, 33. Arsena, 35. Weg, 36. Ara, 37. Lee, 38. Tun, 40. Area, 43. Regie, 45. Reue, 47. Hirse, 49. Lea, 50. Birne, 51. Emu, 53. Leo, 54. Man, 55. Ahn, 56. Mir, 57. Hof, 59. Air, 61. Eta, 64. Knall, 66. Erz, 68. Alarm, 70. Knie, 71. Lilie, 73. Lama, 74. Ars, 76. Ras, 77. Not, 79. Ren, 81. Inder, 83. Salat, 85. Gneis, 86. Raute, 87. Star, 90. Raab, 92. Reat, 94. Salz, 97. Melde, 99. Meran, 101. Eboli, 102. Algol, 103. Lorelei, 104. Ahr, 105. Gans, 106. Zinn, 107. Rue. — **Senkrecht:** 1. Arsen, 2. Asien, 3. Earl, 4. Undank, 6. Onegin, 7. Neil, 8. Tenor, 9. Gunst, 11. Manie, 13. Eremit, 15. Eibsee, 19. Olive, 21. Ufnau, 23. Aeta, 24. Israel, 25. Adalia, 26. Ilse, 28. Neger, 30. Unter, 32. Err, 34. Ree, 35. Wahn, 39. Neer, 41. Riemann, 42. Ase, 44. Ger, 45. Rio, 46. Uniform, 48. Email, 50. Berta, 52. Uhr, 53. Lie, 58. Akka, 59. Ale, 60. Erl, 62. All, 63. Oman, 65. Aisne, 66. Eisler, 67. Zinner, 69. Aarau, 71. Lar, 72. Eos, 75. Rinde, 76. Rest, 78. Tara, 80. Ettal, 82. Distel, 84. Labsal, 88. Audion, 89. Treue, 91. Akelei, 92. Riesa, 93. Amour, 95. Anger, 96. Zille, 98. Lila, 100. Rain.

Silbenrätsel. 1. Molière, 2. Artek, 3. Niagara, 4. Wouwerman, 5. Eisenstein, 6. Ilmensee, 7. Chassis, 8. Honigkuchen, 9. Tausendgüldenkraut, 10. Niederlande, 11. Imbiß, 12. Chemiker, 13. Hermlin, 14. Tower, 15. Veilchen, 16. Ornament, 17. Ruderer, 18. Drehbühne, 19. Estradenkonzert, 20. Ressel, 21. Weigel, 22. Eberesche. — „Man weicht nicht vor der Welt aus, man ueberwindet sie!"

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Chefredaktion: Kurt Stephan und Lena Smolny; Bruno Goldhammer, Werner Jenke, Eberhard Kottwitz · Verlagsleiter: Günther Zumpe · Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Spenerstraße 21 · Ruf 341 15 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM

GEPFLEGT VON FRÜH BIS FRÜH



EIN TRUMPF IN IHRER HAND

ist Pa-ris. Die jüngste Schöpfung aus dem Hause Pa-tina. Die typisch französische Note macht Pa-ris zu dem i-Tüpfelchen für die festlichen Stunden.

Pa-ris ein Duftwasser aus dem Hause Pa-tina.

VEB PA-TINA · HALLE · SAALE

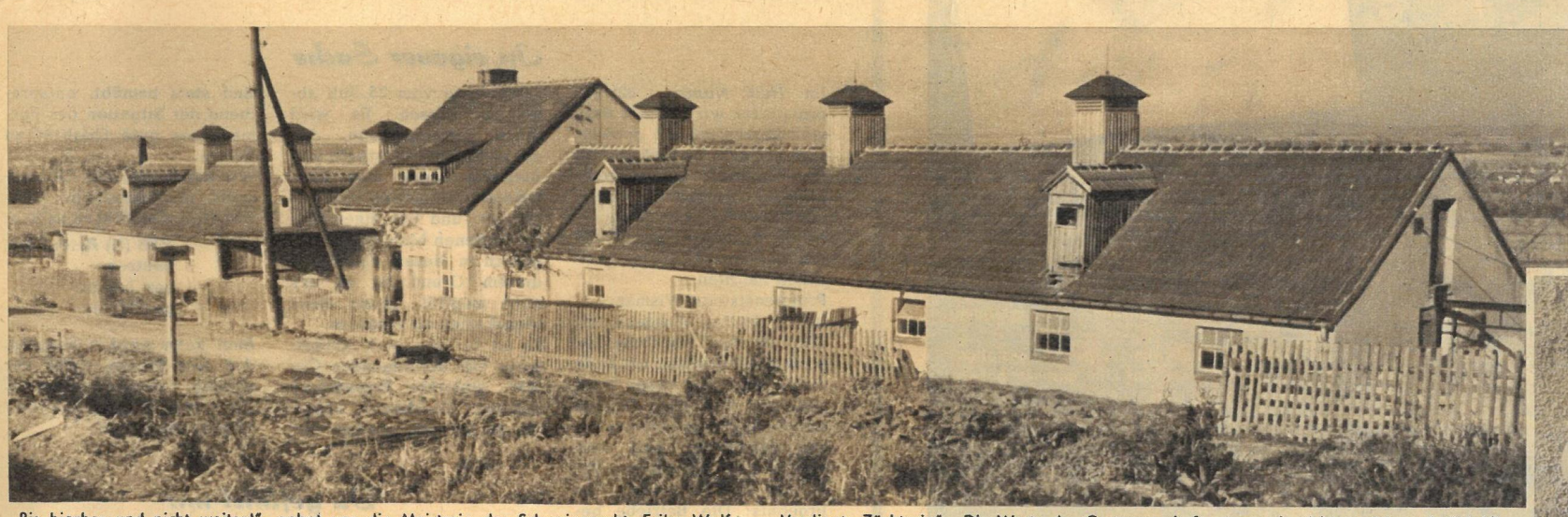
Kein Bäumchen aus dem Märchenland

Dickerchen lächelt, satt und zufrieden blickt er vor sich hin. Längst entschwunden sind in ihm die Erinnerungen an eine Zeit, da wir früh nicht wußten, was wir mittags essen sollten. Die Äste des Zauberbäumchens über ihm hängen voll und entheben ihn der Verpflegungssorgen von damals. Von einem Safttag oder einem Glas Joghurt anstelle eines Schnitzels oder eines Eisbeines hält er nicht viel. Aber es gibt keine Zauberbäumchen, denn Speck und Wurst und Milch wachsen nicht als Früchte auf den Ästen, und alles das, was auf diesem Bäumchen hängt, wächst nicht einmal in unserer Republik, sondern ein Teil davon wird importiert, kostet wertvolle Devisen. Und um Dickerchen auch weiterhin in seinen kulinarischen Ansprüchen zufriedenzustellen und dabei sogar noch Devisen zu sparen, lautet unser Ziel, ab 1964 den Bedarf für unsere gesamte Bevölkerung an Fleisch, Milch und Eiern aus der eigenen Produktion zu decken. Es werden dann keine gebratenen Tauben durch die Straßen fliegen und unsere Flüsse keine Milch führen, aber unsere Landwirtschaft, dieses Zauberbäumchen nach unserem Willen, wird dann reiche Frucht an seinen starken Ästen tragen. Die LPG „Vorwärts" in Jahnsdorf gehört schon heute zu denen, die weit über den Plan hinaus Erfolge zu erzielen haben. In diesem Erzgebirgsdorf schaffen die Genossenschaftsbauern mit die Voraussetzungen, daß wir in absehbarer Zeit verkünden können:

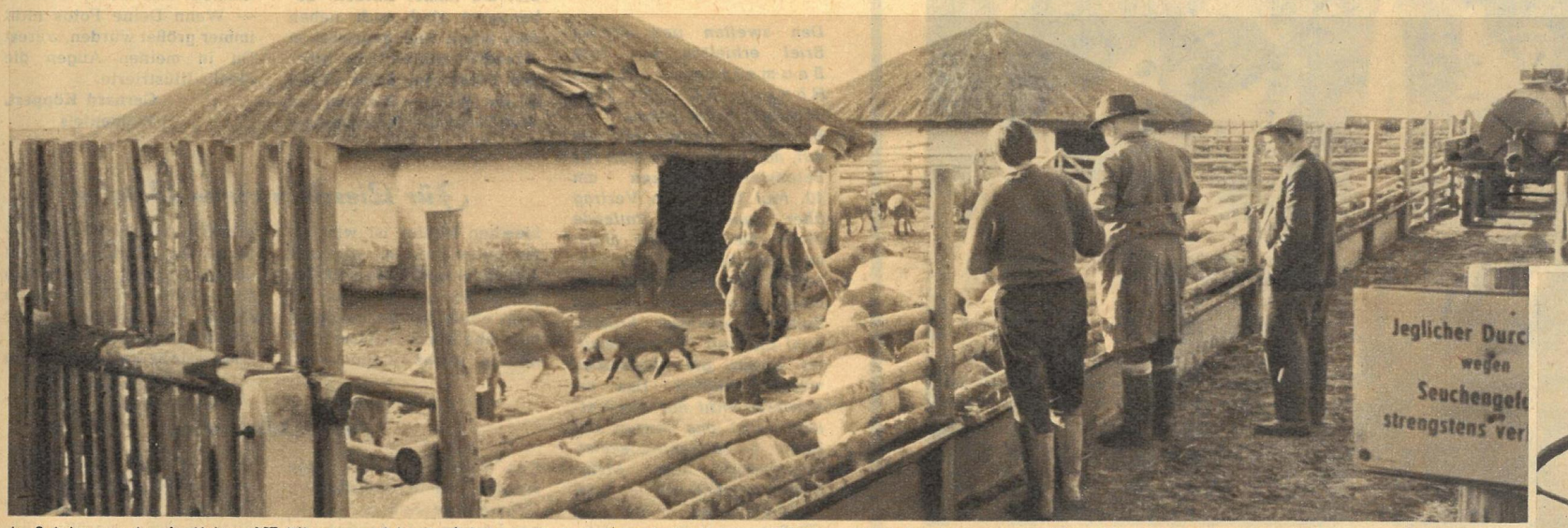
Wir pflücken vom eigenen Baum!

Bis in den späten Herbst hinein sind die Rinder der LPG Jahnsdorf auf der Weide. Walter Heilmann, der Viehzuchtbrigadier und stellvertretende Vorsitzende (rechts), berichtete, wie vor allem durch liebevolle und gesunde Aufzucht die Voraussetzungen für eine leistungsstarke Herde geschaffen werden: Alle in einer Offenstallanlage untergebrachten weiblichen Jungrinder aus eigener Nachzucht sind Tbc-frei. Je 100 Hektar beträgt die Zahl der Kühe 54, dazu kommen noch 12 tragende Färsen. In Belgien kommen auf 100 Hektar 58 Kühe.

Verläßt man das Dorf in Richtung der Kreisstadt Stollberg, erblickt man ein imposantes Bild: die großzügige Anlage des Geflügelzuchtbetriebes. Wenn es mit der Zucht in diesem Jahr auch nicht so recht klappte, so hat die stellvertretende Leiterin der Farm, Rosi Ranft, doch recht gut lachen. Masthähnchen bevölkern die Anlage, und die Genossenschaft hatte sich in diesem Jahr vorgenommen, je Hektar 80 Kilogramm Geflügelfleisch auf den Markt zu bringen. Dieses Ziel wird noch um etwa 10 Kilogramm überboten werden. Aber leider beträgt die durchschnittliche Hektarproduktion an Geflügelfleisch in unserer Republik zur Zeit nur etwa ein Zehntel der allerdings besonders guten Jahnsdorfer Leistungen.



„Bis hierher und nicht weiter!", gebot uns die Meisterin der Schweinezucht, Erika Wolf. Alle Beteuerungen, daß wir doch über die Seuchenmatten gegangen wären, nutzten nichts; die Jahnsdorfer Schweinezuchtställe sahen wir nur von außen. „Unsere Erfahrungen vermitteln wir gerne weiter, aber in den Ställen haben Fremde nichts zu suchen!" erklärte die „Verdiente Züchterin". „Die Werte der Genossenschaft setzen wir nicht unnötig aufs Spiel!" Durch böse Erfahrungen gewarnt, ist man hier zwar besonders auf der Hut, doch werden in manchen Betrieben noch allzuoft Maßnahmen zur Verhütung von Tierseuchen zuwenig ernst genommen. Große, aber dennoch vermeidbare Viehverluste treten dann auf.



In Belgien werden je Hektar 127 Kilogramm Schweinefleisch produziert. Jahnsdorf bringt in diesem Jahr von der gleichen Flächeneinheit 195 Kilogramm auf den Markt. In dem neuerbauten Mastkombinat werden die Schweine im Alter von 8 bis 14 Wochen an die breiige Vakuumfütterung gewöhnt. „Die täglichen Zunahmen je Tier betragen etwa 700 Gramm", informiert uns der Leiter der Anlage, Kollege Hölig. Die exakten Untersuchungen darüber sollen bis zum VI. Deutschen Bauernkongreß abgeschlossen sein. Der Nachschub für die Mast kommt aus eigener Zucht, in der die Kollegin Wolf im vergangenen Jahr je Sau 18,7 Ferkel aufzog.

Reportage: Buschmann (Fotos) / Scheffler

„ZB" STELLT VOR:

Doris Abeßer

Auch wenn Sie nicht in Dresden wohnen — wo ich an vielen Abenden auf der Bühne des Staatstheaters spiele —, vielleicht erkennen Sie mich auf dem Foto oben wieder. Ja, ganz recht, es ist aus dem DEFA-Film „Das Leben beginnt", und ich war die Erika Schenk. Das war meine erste große Filmrolle. Inzwischen hat mir Professor Kurt Maetzig in seinem neuesten Film, „Septemberliebe", eine Aufgabe anvertraut, die mir viel Arbeit, aber auch viel Freude gemacht hat. Erika wurde doch erst durch das Geschehen im Film zum Handeln gezwungen. Die Krankenschwester Franka in „Septemberliebe" dagegen ist ein Mädchen, das von vornherein sehr aktiv handelt und um die Erfüllung seiner jungen Liebe kämpft.

Es bedurfte harter schauspielerischer Arbeit, diesen konfliktreichen Stoff überzeugend zu gestalten. Ob es gelungen ist — nun, das müssen Sie selbst beurteilen, wenn Sie den Film gesehen haben. Ich möchte nur so viel verraten, daß es ein schöner und interessanter Liebesfilm ist.

Ich wünsche Ihnen beim Film- oder Theaterbesuch viel Freude, ganz gleich, ob mit oder ohne

Ihre

Doris Abeßer

„Septemberliebe" — drei junge Menschen unserer Zeit stehen im Mittelpunkt. Katrin Bürger, Ulrich Thein und mich (als Schwester Franka) sehen Sie in den Hauptrollen. Na, und auf dem Titelbild, haben Sie mich da erkannt?

Fotos DEFA

...und Ihre Meinung?

Die richtige Atmosphäre

Ich mache beim Besuch eines sogenannten Vergnügungsparks immer wieder die traurige Feststellung, daß das gar kein Vergnügungspark ist, weil man sich nicht vergnügen kann. Auf den Plakaten wird die große Werbetrommel gerührt, und wenn die ganze Familie dieser kleinen Arena einen Besuch abstattet, dann hat sich der Weg kaum gelohnt. Die Technik macht immer größere Fortschritte, und unsere Werktätigen verlangen für ihr Geld auch gute Ware. Sie wollen sich nicht auf altersschwachen, von Generation zu Generation vererbten Karussells „vergnügen". Es soll eine Volksbelustigung sein, jung und alt will sich amüsieren; die Schausteller mit ihren Einrichtungen, die Festbeleuchtung und die vielen Besucher geben doch erst die richtige Atmosphäre. Aber gibt es das noch? Ja, bei Pressefesten ist das der Fall, aber auch hier kommen die Schausteller oft zu kurz, weil vielfach zu wenig da sind. Mein Vorschlag: Jedem Bezirk seinen eigenen Vergnügungspark mit vielen kleinen Tischspielen und modernen Karussells, die unserem Geschmack entsprechen.

Josef Springer,

Zum Nachdenken zwingen

Ich kann mich mit der Stellungnahme von Herrn Malfertheimer in Nummer 43/60 nicht einverstanden erklären. Unsere Schausteller müssen von sich aus soviel Bewußtsein haben, daß sie nicht jeden Ramsch kaufen. Es spielt dabei keine Rolle, wer als Hersteller und wer als Großhändler auftritt. Neben dem Ramsch steht dann meist ein recht verlockender größerer Gewinn, und die Besucher kaufen die Lose in der Hoffnung, daß sie zu den Glücklichen zählen könnten. Aber meistens gewinnen sie Dinge, die innerhalb weniger Minuten in den Staub des Platzes wandern. Die Schausteller sollten aufeinander einwirken, denn ihre Meinung wird die anderen, die Schund absetzen, zum Nachdenken zwingen.

Kurt Schäfer,
Zittau

Da half auch kein „Zaubern"

Im vorigen Jahr gastierte auf dem Fucikplatz in Dresden ein Schaubudenbesitzer, der allerlei „Zaubereien" vorführte. Jedoch was da geboten wurde, war rein wissenschaftlich vollkommener Blödsinn (Frau mit Elektrizität und ähnlicher Unsinn). Sehr viele Studenten fanden sich ein, und diese Schaubude wurde regelrecht belagert. Die Jugendlichen wehrten sich auf ihre Art gegen solcherlei Darbietung. Einige Tage darauf, oder sogar schon am nächsten Tag, war „Don Rösler" samt Bude und Gefolge abgereist.

Warum ich dies hier geschildert habe? Ich wollte damit zeigen, daß auch auf solchen Volksfesten noch mancher Unsinn gezeigt wird. Wenn man diese Art von Schaubuden vermeidet, werden auch die Volksfeste mehr Niveau bekommen.

Werner Feige,
Dresden

In eigener Sache

Im Heft Nummer 42/1960 prangerten wir in einer Baustoff-Reportage, die gemeinsam mit dem Deutschen Amt für Material- und Warenprüfung gestaltet wurde, „Otto Murks" an. Dazu erreichten uns drei Briefe, die wir auszugsweise veröffentlichen möchten.

Prüfdienststelle Wismar:

In der letzten Ausgabe der „Zeit im Bild" ist diese Reportage erschienen. Ich finde die Art der Reportage recht gut, und vor allen Dingen hat die Reportage bereits bei den betroffenen und auch einigen nicht betroffenen Betrieben Erfolge gezeigt. Das Ergebnis: Die Betriebe bemühen sich nun, ihre Qualität zu verbessern, damit sie nicht ebenfalls kritisch untersucht werden.

Dipl.-Ing. Conrad

Den zweiten und dritten Brief erhielten wir von Baumeister Egon Hänsel, KG., aus Friedersdorf, Kreis Löbau.

Baumeister Hänsel teilt uns mit, daß er mit dem VEB (K) Betonwerk Bautzen am 10. Mai 1960 einen Vertrag über rund 956 laufende Meter Deckenbalken abgeschlossen hatte. Bei der Verlegung der Erdgeschoßdecke mußte er feststellen, daß die Balken teilweise krumm, hohl und mit Graten behaftet waren, die abgestoßen werden mußten. Das erschwerte nicht nur das Verlegen und das Putzen der Decke, es entstanden selbstverständlich auch Mehrkosten. Deshalb schrieb Baumeister Hänsel an den VEB (K) Betonwerk Bautzen. Hier die Antwort des Werkes:

. . . müssen wir Ihnen mitteilen, daß wir Ihre Beanstandung vom 25. Juli ablehnen müssen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß offene Mängel innerhalb von vierzehn Tagen nach Auslieferung angezeigt werden müssen, und um einen solchen offenen Mangel handelt es sich in diesem Falle. Aus diesem Grund ist es uns nicht möglich, Ihnen diese Mehrkosten zu vergüten.

Es ist für uns auch keineswegs ein beruhigendes Gefühl, schlechte Erzeugnisse unseren Abnehmern anbieten zu müssen, sondern wir sind stets bemüht, entsprechend der Situation des Formenbaues gute Qualität zu liefern.

Wir haben uns das Ziel gestellt, in Zukunft nur einwandfreie Qualität zu liefern.

VEB (K) Betonwerk
Bautzen
gez. Lange
gez. Heine

Man kann nicht behaupten, daß mit diesem Brief der Anfang gemacht wurde. Oder sind die Betonwerker anderer Meinung?

Du gefällst mir

Als erstes möchte ich Dir ein Kompliment machen und Dir sagen, daß Du mir gefällst. In Deinen Berichten bist Du immer aktuell. Lobenswert sind auch neben dem schon viel gepriesenen „Lieschen Müller" die schönen Fotos, die Seite „Rund ist die Welt — bunt ist die Welt" und die Fortsetzungsreportagen. Sehr gut sind die Zeichnungen Adelheim Dietzels und Deiner Karikaturisten, hier besonders Theo Immisch und Henry Büttner. — Wenn Deine Fotos nicht immer größer würden, wärest Du in meinen Augen die ideale Illustrierte.

Gerhard Köppert,
Weißenfels

Für Lieschen einen Bruder

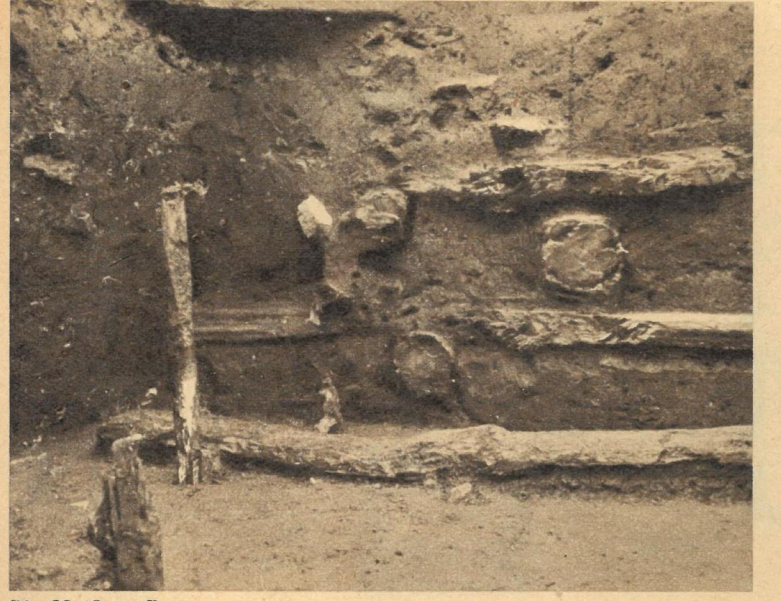
Lieschen Müller ist wirklich ein gutes Beispiel, wie man sich nicht aufführen soll. Ich jedoch wünsche mir, daß sie noch einen Bruder bekommt mit ähnlichen Allüren. Er könnte etwas jünger sein, brauchte aber nicht unbedingt als „Halbrowdy" mit „Bürste" und Kofferradio dargestellt werden. Viele Grüße von Deinem selbst „bürstetragenden" Leser.

J.Marczinke,Karl-Marx-Stadt

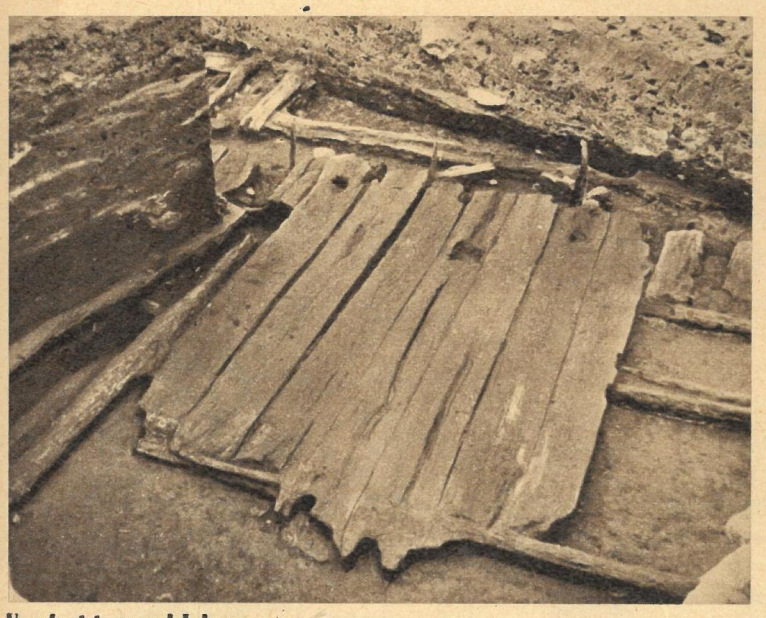
Aufschlußreich

Den größten Gefallen finde ich an den Kriminalfällen: „Verwischte Spuren." Hierbei können wir deutlich erkennen, mit welcher Gemeinheit und Hinterlist die profitgierigen Kapitalisten ihr Geld machen. Die geographischen Berichte sind ebenfalls gut, es könnten aber öfter welche veröffentlicht werden.

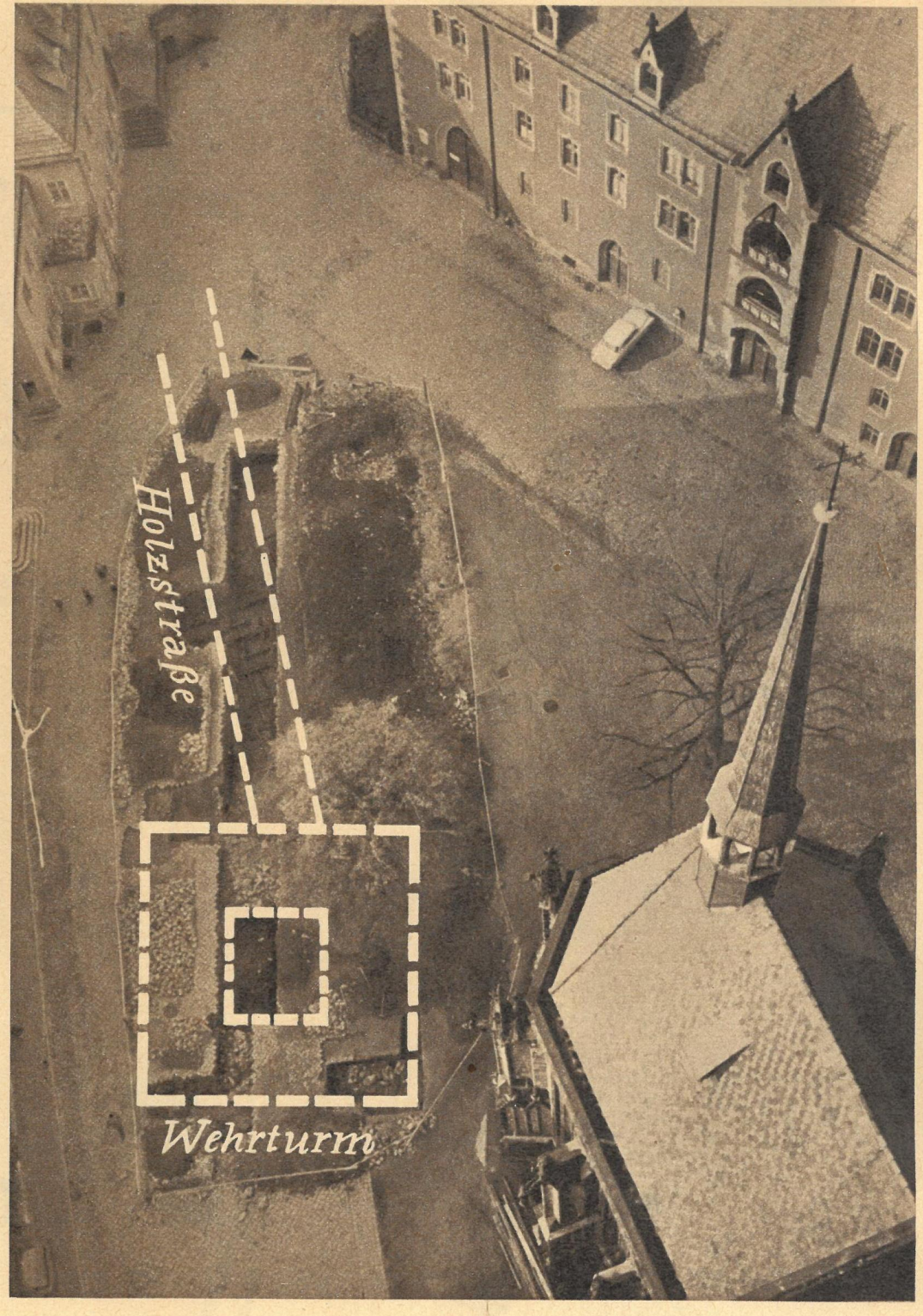
Christoph Mühlisch,
Haldensleben



Die Meißner Burg steht seit mehr als tausend Jahren auf dem steil abfallenden Felsen dicht an der Elbe. Unbekannt aber waren bisher Lage und Umfang der alten, 929 auf Befehl Heinrichs I. errichteten Befestigungen. 1959 begann das Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden mit systematischen Grabungen, bei denen die Fundamente eines am Ende des 11. Jahrhunderts errichteten Wehrturmes (Bild rechts) sowie in verschiedener Tiefe liegende Reste von Holzstraßen (oben) und Hausfundamente entdeckt wurden.



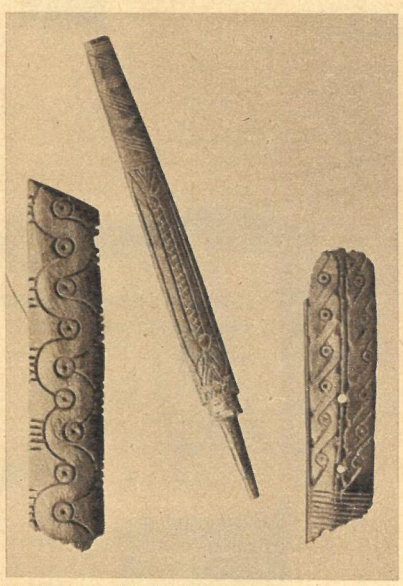
Vor fast tausend Jahren ritten über diese Bohlen der Markgraf und seine Ritter. Drei Fichtenstämme längs und schwere Eichenbohlen quer darüber gelegt, das war die etwa drei Meter breite Straße. Zu ihrer Erneuerung schüttete man einfach Erde auf und legte darüber neue Stämme und Bretter, so daß jetzt vier übereinanderliegende Straßen festgestellt werden konnten. Unmittelbar daneben stieß man auf Hausfundamente, die auf eine dichte Besiedlung des Burgberges schon im frühen Mittelalter schließen lassen.

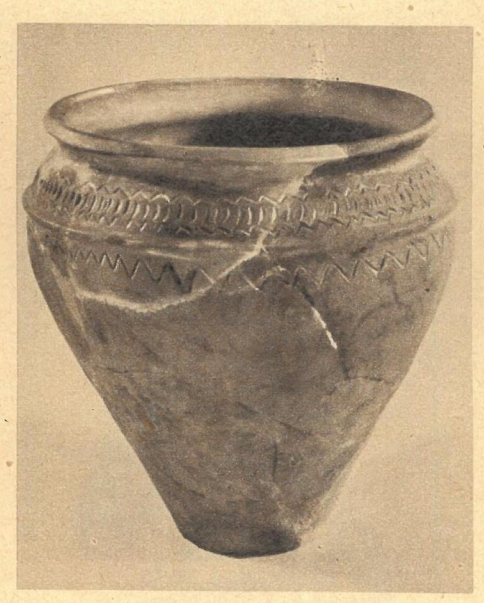


Als deutscher Brückenkopf gegen den slawischen Osten gegründet, war Meißen vor tausend Jahren die

Burg an der Grenze

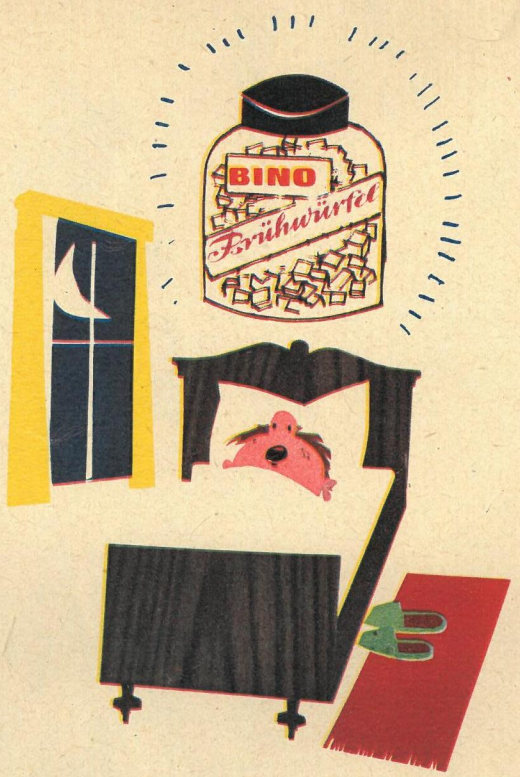
Fotos: Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden





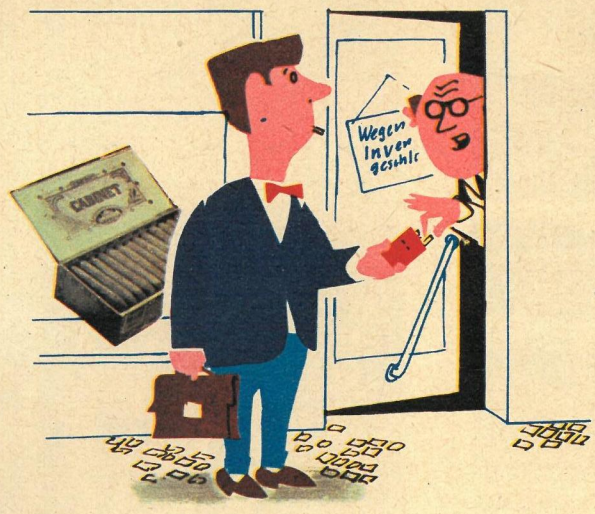
Mühselige Kleinarbeit sind die Ausgrabungen, die unter Leitung von Herrn Dr. Coblenz auch in den nächsten Jahren weitergeführt werden. Aber die Mühe wurde belohnt durch reiche, gut erhaltene Funde, wie dieses Hausfundament (Bild links). Innerhalb der das Haus umschließenden Balken liegen noch Reste des Bretterfußbodens und des Flechtwerkes, mit dem er bedeckt war. Auch eine ganze Anzahl Hausgeräte wurde wieder ans Tageslicht gefördert, darunter Griffschalen von Messern, ein beinerner Schreibgriffel, ein Topf mit plastischer Schmuckleiste (oben) und weiteres Gerät — aufschlußreiche Zeugen der hohen Kultur des frühen Mittelalters.

Rund ist die Welt - bunt ist die Welt



„Eintausendeinhundertsiebenundzwanzig, eintausendeinhundertachtundzwanzig, eintausendeinhundertneunundzwanzig . . .“

Tabakwaren



„Besten Dank, junger Mann, ich habe nämlich gerade meine Inventurliste abgeschlossen!“

„Nimm dir Zeit beim Zählen, Margot, die Kundschaft soll mal merken, was sie an uns hat!“

Theo Immisch

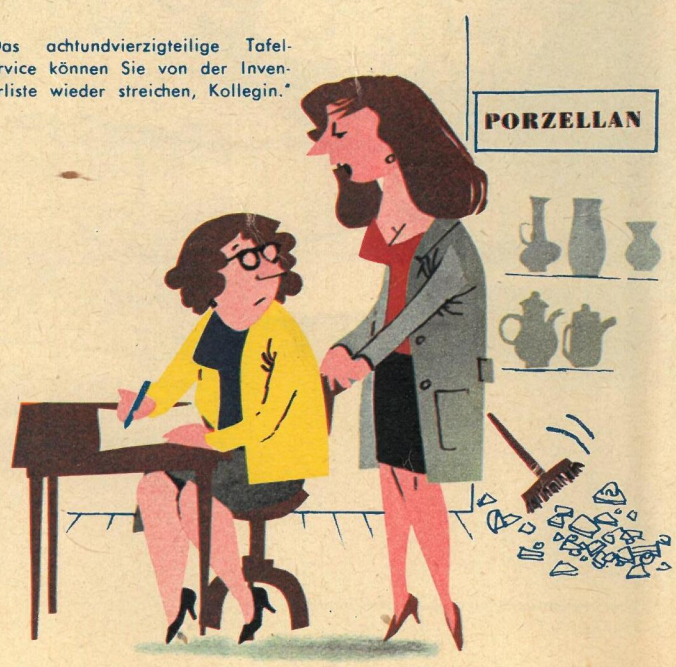
Wegen Inventur gesdhlossen!

Rationalisierung

„Schreiben Sie, Kollegin: eine, zwei, drei — hupp — vier Flaschen Reiterlikör.“

„Zwölf Garnituren Größe 52 habe ich gesagt, Kollege Pimpelmann!“

Ohne Worte

„Also so was nennt sich nun Kollege und macht die Verkaufsstelle mittags schon wieder auf!“

„Das achtundvierzigteilige Tafelservice können Sie von der Inventurliste wieder streichen, Kollegin.“